

Dave und Neta Jackson

HEIMATLOS

clv

Dave und Neta Jackson sind als Ehepaar ein Team, das zahlreiche Bücher über Ehe und Familie, Kirche, Beziehungen und andere Themen geschrieben und mitgeschrieben hat. Zu ihren Büchern für Kinder zählen die »Abenteurer Gottes«-Serie und »Glaubenshelden«. Die Jacksons sind in Evanston, Illinois, zu Hause.

1. überarbeitete Auflage 2026

Copyright © 1994, 2016 by Dave and Neta Jackson
Published in English under the title
Flight of the Fugitives
by Castle Rock Creative Inc., Champaign, Illinois, U.S.A.
All rights reserved.

Previously published by Bethany House,
a division of Baker Publishing Group

© der deutschen Ausgabe 2004 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit erreichen Sie uns
über gpsr@clv.de oder auf dem Postweg.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Übersetzung: Mechthild Niemöller
Satz und Umschlag: CLV
Umschlagillustration: Fionn Westermeier, Steinheim
Druck und Bindung: ARKA, Cieszyn, Polen

Artikel-Nr. 256573
ISBN 978-3-86699-573-4

INHALT

Vorwort	5
Die Zigeunerin	6
Fremder Teufel	16
Herberge zu den acht Glückseligkeiten	26
Weniger wird mehr	37
Aufstand im Gefängnis!	49
Regelverstoß	62
Der fremde Mann	75
Aus der Vergangenheit	88
Feuer vom Himmel	100
Zwei Höhlen im Berg	112
Einhundert Dollar Belohnung!	125
Über die Berge	135
Übers Wasser gehen	147
Mehr über Gladys Aylward	160

VORWORT

Dies ist eine wahre Geschichte. Alle Personen und die wichtigsten Ereignisse in diesem Buch entsprechen den Tatsachen. Das Kriegsgeschehen der Jahre 1938–1940 wurde jedoch, im Interesse der Geschichte, gekürzt. So wurde z.B. Feng nicht vor 1939, als die Bewohner von Yangcheng zum zweiten Mal nach Bei Chai Chuang flohen, in die Obhut von Gladys Aylward gegeben.

Gladys Aylwards Begegnung mit Colonel Linnan während des Krieges fand nicht in Yangcheng, sondern in der »Christian Mission« in Tsehchow statt. Seine frühere Rolle bei der Festnahme von Ninepences Onkel ist frei erfunden.

Wahrscheinlich waren auch die einhundert adoptierten Kinder Gladys Aylwards nicht zum Abschiedsdinner beim Mandarin eingeladen; hier nehmen sie daran teil, um die Aussage der Geschichte zu unterstützen.

Die einhundert Kinder, die sie mit über die Berge nahm, waren aus der Mission in Tsehchow. Es ist nicht bekannt, ob Feng auch dabei war; er war jedoch über viele Jahre mit Gladys Aylward zusammen.

Gladys Aylward hatte fünf adoptierte Kinder, von denen nur drei in dieser Geschichte eine Rolle spielen.

DIE ZIGEUNERIN

Mei-en umklammerte verzweifelt die Schultern ihres Stiefvaters, während dieser über den steinigen Pfad in Richtung des nächsten Dorfes kletterte. Wenn sie herunterfiel, würde sie sicher den steilen Abhang hinunterrutschen und auf die zerklüfteten Felsen aufprallen, die weit unten zu sehen waren.

Aber diese Sorge war nur ein kleines Hirsekörnchen im Vergleich zu der viel größeren Not, die wie ein riesiger Kloß im Bauch der Sechsjährigen lag. Wohin würde ihr Stiefvater sie bringen? Warum war er so wütend?

Mei-en hielt sich weiter fest und kniff die Augen fest zu, damit sie nicht in den Abgrund neben sich blicken musste. Aber sobald sie die Augen schloss, sah sie wieder den Sand auf die rau gezimmerte Holzkiste mit dem Körper ihrer Mutter fallen. Heiße Tränen stiegen in ihre Augen, als sie sich daran erinnerte, wie sie ihre Mutter an diesem Morgen wecken wollte ...



»Mama! Mama-san!«, hatte sie gerufen und dabei den leblosen Körper ihrer Mutter geschüttelt, der auf dem flachen Ziegelofen lag, auf dem die kleine Familie jede Nacht schlief, um nicht zu frieren. Seit zwei Wochen hatte ihre Mutter Husten und Fieber, sodass sie manchmal kaum in der Lage war, den Hirsebrei und die dünne, wässrige Suppe zu kochen, die sie jeden Tag aßen. Aber an jenem Morgen wachte ihre Mutter nicht auf.

Ihr Stiefvater war wütend. Ohne auch nur ein Wort zu Mei-en zu sagen, zimmerte er die Kiste, grub das Loch im Acker außerhalb ihres Bergdorfes und ließ den buddhistischen Priester holen. Nachdem der Weihrauch verbrannt und die Begräbniszeremonie beendet war, hatte der Vater das Mädchen genommen und sich mit ihr auf den Weg gemacht.

»Geh runter ... geh runter!«, hörte sie ihn sagen, während er sie abschüttelte. Mei-en öffnete ihre Augen und glitt seinen Rücken hinab. Dann kauerte sie sich dankbar über die Rast auf den Boden. Das kleine Mädchen hatte großen Durst, aber bis jetzt waren sie noch an keinem Bach vorbeigekommen.

»Nein, nein! Steh auf!«, schimpfte ihr Stiefvater. »Du bist zu schwer ... lauf! Los, lauf!« Dann setzte er seinen Weg über den steinigen Pfad fort.

Mei-en rappelte sich auf. Sie versuchte, den stechenden Schmerz zu ignorieren, der ihr in die Beine

fuhr, während sie den Weg entlangstolperte. Ihre Füße schmerzten immer: Wie bei allen chinesischen Mädchen waren auch ihre Füße fest mit Stoffstreifen umwickelt. Das war ungeschriebenes Gesetz. Und wie alle heranwachsenden Mädchen, die später schöne, kleine Füße haben wollten, wagte sie nicht, sich darüber zu beklagen.

Aber der Schmerz machte es ihr unmöglich, mit dem Stiefvater Schritt zu halten, der zügig weiterwanderte. Mei-en humpelte auf ihren kleinen Füßchen voran, fiel immer wieder hin, bis sie mit einem Mal ihren Stiefvater aus den Augen verloren hatte.

»Papa!«, rief sie laut. Sie hatte solche Angst! »Papa-san! Komm zurück!«

Für einen Moment war alles, was sie hörte, das Echo ihrer eigenen Stimme, das von den Bergen widerhallte. Dann kam ihr Stiefvater zurück. Ärger überschattete sein eingefallenes Gesicht.

»Wertloses Mädchen!«, stieß er hervor, zog sie hoch und schlang sie sich wieder über die Schultern.

Die Sonne versank gerade hinter den Bergen, als der Mann mit dem Mädchen über der Schulter ins Dorf stolperte. Ihre dunkelblauen Hosen und Hemden waren von der langen Wanderung ganz staubig. Mei-en blickte über die Schultern ihres Stiefvaters. Die Häuser an der Straße schienen ihr vertraut, aber sie wusste nicht woher.

Ihr Stiefvater betrat den Hof eines Holzhauses mit geschwungenem rotem Ziegeldach, dessen Schiebefenster mit Papier dekoriert waren. Als er an der Türglocke zog, rief ihr Klang die Erinnerung in Meinen wach ...

Jetzt wusste sie es! Dies war das Haus ihrer Großmutter, der Mutter ihres richtigen Vaters.

Bevor sie noch überlegen konnte, warum sie eigentlich hier waren, flog die Tür des Hauses auf und eine Frau mittleren Alters mit rundem, faltigem Gesicht erschien. Ihr schwarzes Haar war von grauen Strähnen durchzogen und straff im Nacken zu einem Knoten gebunden.

Wie Pfeile schossen ihre Blicke von dem Mann zu dem Mädchen, das vor Erschöpfung schwankend neben ihm stand, und wieder zurück.

»Was machst du hier?«, stieß sie wütend hervor. »Ich habe dich bezahlt. Du hast versprochen, dich nie wieder hier sehen zu lassen!«

Die Lippen des Mannes verzogen sich. »Es war ein schlechter Handel, Mrs. Chou. Als Ihr Sohn starb, habe ich zugestimmt, Ihre Schwiegertochter zu heiraten und auch das wertlose Mädchen mitzunehmen. Ihr hattet mir versprochen, dass sie mir Söhne geben würde.« Er lachte heiser. »Nun, alles was sie mir gab, waren zwei tote Babys.«

»Was ist pass-?«

»Tot«, sagte Mei-ens Stiefvater ärgerlich. »Lungenentzündung. Ich habe sie heute Morgen begraben. Hier habt Ihr das Mädchen zurück.«

Die Frau biss die Zähne zusammen. »Aber wir waren uns einig!«

»Der Handel gilt nicht mehr!«, schimpfte der Mann. »Hier habt Ihr das Kind Eures Sohnes! Was kann ich dafür, dass er so dumm war, den Berg hinunterzustürzen und zu sterben? Und jetzt ist die Mutter des Kindes auch noch tot. *Sie* sind ihre Blutsverwandte – nicht ich!«

Mei-en spürte wieder den großen Klumpen in ihrem Bauch. Ihr Herz klopfte heftig. Sie konnte sich nur schwach an ihren richtigen Vater erinnern, aber sie hatte oft von ihm geträumt. In ihren Träumen war er ein gut aussehender Chinese, mit goldglänzender Haut und pechschwarzen Haaren. Er hatte lachende Mandelaugen, weiße Zähne und starke Schultern. Sie träumte, dass er sie in seinen Armen hielt ... dass er mit ihr redete und lachte ...

»Komm sofort zurück!«, kreischte ihre Großmutter mit schriller Stimme.

Mei-en riss den Kopf herum und sah ihren Stiefvater durch das Tor verschwinden. Dann wandte sie sich langsam zurück und blickte zu ihrer Großmutter auf.

Mrs. Chou hatte die Fäuste in die Hüften gestemmt und blickte ärgerlich auf das kleine Mädchen hinab.

»Bei den Göttern! Ich werde mir doch nicht so ein wertloses Mädchen ans Bein binden!« Damit schritt sie zurück ins Haus und schlug die schwere hölzerne Tür hinter sich zu.

Instinktiv eilte Mei-en auf ihren gebundenen Füßen zurück zum Tor und blickte die Straße hinauf und hinunter. Bauern kehrten von ihren Feldern an den Berghängen heim ... Frauen balancierten geflochtene Körbe an Holzstangen auf ihren Schultern ... ein streunender Hund stand mitten auf der Straße und bellte niemand Bestimmtes an. Aber von ihrem Stiefvater war weit und breit nichts zu sehen.

Mei-en stand zitternd im Tor. Die Schatten wurden immer länger; die schwache Wärme des Frühlingstages in den Bergen schwand mit dem Tageslicht. Was sollte sie jetzt tun? Ihre Mutter war tot ... ihr Stiefvater wollte sie nicht ... die ehrenwerte Großmutter auch nicht.

Sie sank zu Boden und konnte die Tränen nicht länger zurückhalten. Ihr kleiner Körper wurde vom Schluchzen geschüttelt, als sie mit ihren dünnen Armen die Beine umschlang, den Kopf auf die Knie legte und weinte.

Mei-en hatte lange geweint, als sie auf einmal merkte, dass jemand neben ihr stand. Verwundert blickte sie auf. Eine fremde Frau stand wenige Schritte neben ihr und starrte sie an. Es war jetzt fast dunkel.

Trotzdem konnte Mei-en erkennen, dass die Frau nicht wie die meisten Männer und Frauen in den Bergdörfern der Provinz Shansi gekleidet war: Anstelle von Hemd und Hose aus dunkelblauem Stoff trug sie mehrere Kleidungsstücke übereinander. Zuerst hatte sie einen schmutzigen rot-gelben Rock an, der ihr bis zu den Knöcheln reichte. Auf dem Kopf trug sie einen Turban. Das Gesicht war wettergerbt und von vielen Falten durchzogen. An den Ohren baumelten silberne Ohringe. Dazu hatte sie noch zahlreiche silberne Spangen und Reifen an den Arm- und Fußgelenken.

Mei-en saß mit offenem Mund auf dem Boden; in ihrem ganzen Leben hatte sie noch nie eine solch seltsame Gestalt gesehen.

»Warum weinst du?«, fragte die Frau das Mädchen.

Mei-en versteckte ihr Gesicht. Ein junges Mädchen durfte nicht mit Fremden reden.

»Was geht dich das an, Zigeunerin?«, fragte eine andere Stimme. Mrs. Chou war herausgekommen und stand im Tor, die Hände in die Hüften gestemmt.

Der Mund der Fremden verzog sich zu einem Lächeln, wobei ihre schwarzen, verfaulten Zähne sichtbar wurden. »Ich habe mich nur gefragt, zu wem dieses Kind gehört«, meinte sie. »Es wird bald Nacht ... sie sitzt allein im Tor ... vielleicht hat sie sich verlaufen?«



Mei-en wünschte, dass ihre Großmutter sagen würde: »Sie gehört zu mir! Mach, dass du fortkommst!« Stattdessen hörte sie ihre Großmutter langsam sagen: »Warum willst du das wissen?«

Mit zuckersüßer Stimme begann die Fremde: »Nun ... so ein junges Mädchen könnte mir vielleicht nützlich sein ... aber sich um ein Kind zu kümmern, macht natürlich viel Arbeit ... es würde sich sicher auch nicht lohnen, es sei denn ...«

Mei-en rappelte sich auf und sah ihre Großmutter flehend an. Sie wollte nicht mit dieser Frau gehen! Sie würde leise sein ... sie würde keinen Ärger machen ... sie würde Kochen und Nähen und Putzen für die Großmutter lernen ...

Ihre Großmutter ignorierte sie. Schroff fragte sie: »Wie viel verlangst du?«

»Oh ... zweihundert *cash* würden für ein paar Wochen Essen und ein Dach über dem Kopf für mich und das Kind reichen«, meinte die Frau grinsend.

»Zweihundert *cash*! Ein ganzer Dollar?«, schrie die Großmutter. »Das ist ja Diebstahl! Kommt nicht infrage! Dieses Kind hat mich schon genug gekostet, und ich bin nicht gewillt, noch mehr gutes Geld zu opfern.«

Die Zigeunerin hob die Schultern und hob ein großes Bündel auf, das zu ihren Füßen lag. »Na gut. Ich wollte auch nur mal fragen.« Damit wandte sie sich um und wollte gehen.

»Warte!«, sagte Mrs. Chou. »Ich gebe dir hundert cash – einen halben Dollar –, und du nimmst das Mädchen. Es ist ein Verbrechen! Ich weiß, dass du sie an irgendeinen Mandarin verkaufen wirst oder an eine arme Familie, die noch eine Braut für ihren Sohn sucht. Egal, du wirst deinen Gewinn schon machen. Schlag ein oder lass es!«

Das Gesicht der Frau erhellte sich. »Ich werde sie nehmen. Komm, komm!« Sie streckte ihre klauenartige Hand aus und griff nach dem Geld der Großmutter. »Der Handel gilt.«

Zitternd beobachtete Mei-en, wie ihre Großmutter einige Münzen aus einem Beutel holte, den sie unter ihrer Kleidung versteckt hatte.

»Hier«, sagte sie und legte die Geldstücke in die ausgestreckte Hand der Zigeunerin. »Aber wenn ich dich oder das Kind jemals wiedersehe, werde ich die Polizei rufen und dafür sorgen, dass man dich wegen Kinderraub einsperrt!«

Die Fremde grinste wieder und entblößte ihre verrotteten Zähne. »Keine Angst, ehrenwerte Großmutter«, meinte sie überfreundlich. »Wir werden diesen Ort jetzt verlassen. Komm mit, Mädchen.«

Mei-en spürte, wie die klauenartige Hand der Zigeunerin sie bei ihrer blauen Jacke packte und mitriss. Dann wurde sie auf die dunkle Straße hinausgestoßen.

FREMDER TEUFEL

Auf der Hauptstraße von Yangcheng drängten sich Lebensmittelhändler, Marktbesucher und Maultiertreiber, die ihre Tiere durch die Stadt in den Bergen trieben. Menschen eilten an der schäbig aussehenden Zigeunerin vorüber, die bettelnd am Rande der Straße hockte: »Eine milde Gabe für die Armen?« ... und kaum jemand bemerkte das dünne, sechsjährige Mädchen, das zu ihren Füßen im Schmutz lag.

Mei-en war so hungrig, dass sie an gar nichts anderes als an Essen denken konnte. Seit zwei Tagen hatte sie nichts mehr gegessen ... und es war Wochen her, dass sie sich das letzte Mal satt gegessen hatte. Sie hatte aufgehört, die Dörfer zu zählen, die sie um Geld und Essen bettelnd durchquert hatten; oder wie oft sie im Freien auf dem harten Boden geschlafen hatten ... Manchmal hatte die Zigeunerin versucht, Mei-en an den Dorfältesten oder einen anderen prominenten Bürger zu verkaufen. Aber niemand interessierte sich für die schwächliche kleine Heimatlose.

Und so gelangten sie schließlich nach Yangcheng, der größten Stadt in diesem Gebiet: eine kleine Stadt mit einer Stadtmauer,



die in einem Tal zwischen zwei Bergen lag – was sie zu einem beliebten Rastplatz für Maultierkarawanen machte, die Essen, Kochtöpfe, Stoffe, Baumaterialien – und Neuigkeiten von Ort zu Ort brachten. Obwohl im Jahre 1934, gab es keine Straßen in dieser bergigen Landschaft im Norden Chinas. Da es dort weder Busse noch Eisenbahnen gab, waren Maultierkarawanen die einzige Verbindung zwischen den kleinen Dörfern und ummauerten Städten.

Nie zuvor war Mei-en in einer Stadt von der Größe Yangchengs gewesen ... aber im Augenblick war ihr das völlig egal. Ihre fest umwickelten Füße schmerzten fürchterlich von der wochenlangen Wanderung. Und erst der Hunger ... Aber noch schlimmer als der Hunger war der Durst! Die Mittagssonne brannte auf ihrer schmutzigen, rauen Haut; ihre Lippen waren trocken und rissig, und wenn sie versuchte, sie mit ihrer Zunge zu befeuchten, fühlte sich diese trocken und geschwollen an.

Hin und wieder machte es *pling*, wenn jemand eine Münze in die Schale der Zigeunerin warf. Mei-en wusste jedoch, dass, wenn es nicht genug Pennys waren, um sie beide satt zu machen, die Zigeunerin allein essen würde und sie eine weitere Nacht hungern müsste.

Mei-en schloss die Augen; ihr Gesicht lag im Straßenschmutz; die Geräusche des Marktes drangen in

ihrem Bewusstsein ein und aus. Dann hörte sie einen neuen Klang ... jemand sprach ganz in der Nähe ...

»Du hier, Bettlerin?«, fragte jemand. Mei-en öffnete mühsam die Augen. Im gleißenden Licht der Sonne sah sie den Schatten einer Person. Es waren die Umrisse einer Frau, klein, wie eine chinesische Frau ... aber der Klang ihrer Stimme war seltsam fremd.

»Warum lässt du dein Kind ohne Kopfbedeckung auf der Straße liegen, ohne Hut, der sie vor der Sonne schützt?«, fragte die Frau. »Sie wird einen Sonnenstich bekommen! Oder sogar sterben!«

Die Zigeunerin seufzte. »Dann stirbt sie eben ... zumindest muss ich sie dann nicht mehr füttern.«

»Du verfluchte Frau!«, schrie die Person. »Hast du denn gar kein Mitleid mit deinem eigenen Kind?«

Die Zigeunerin zuckte nur mit den Schultern. »Wenn du dir solche Sorgen um sie machst, warum kaufst du sie dann nicht? Für ... na, sagen wir zweihundert *cash* gehört sie dir.«

»Zweihundert!«, schnappte die Stimme nach Luft. »Ich ... ich habe nicht so viel Geld.«

»Was?«, höhnte die Zigeunerin. »Ein fremder Teufel wie du hat kein Geld? Jedermann weiß, dass ihr Engländer reich seid.«

Fremder Teufel? Mei-en rappelte sich auf und blinzelte in die Sonne. Wieder klopfte ihr Herz zum Zerspringen, und die Angst ließ sie für einen Moment die

Bauchschmerzen vergessen. Sie wollte nicht an einen fremden Teufel verkauft werden! Sie wollte weglaufen ... sie wollte ...

»Hier«, meinte die Fremde, kramte ein paar Münzen aus ihrer Hosentasche und hielt sie der Zigeunerin hin. »Das ist alles, was ich habe. Nimm es ... und gib mir das Mädchen.«

»*Ninepence?*«, schimpfte die Alte entrüstet. »Ich habe einen halben Dollar für sie bezahlt! Ich kann es mir nicht leisten, zu ...«

»Nimm es!«, befahl die Frau und warf der Zigeunerin die Münzen in die Hand. »Wenn du es nicht tust, stirbt das Kind und du hast gar nichts!«

Die Zigeunerin überlegte einen Augenblick, dann erhob sie sich rasch und verschwand im Gedränge zwischen den Marktständen. Mei-en ließ sie zurück ...

Mei-en wurde von den starken Armen der fremden Frau hochgehoben. Das kleine Mädchen starrte sie an – und sah runde, dunkle Augen in einem blassen, weißen Gesicht. Die Frau war wirklich ein fremder Teufel, bekleidet mit chinesischer Kleidung!

Nein ... nein!, wollte sie schreien, aber aus ihrem ausgetrockneten Mund kam nur ein Krächzen. Sie zappelte in den Armen der Fremden, war jedoch vor Hunger und Erschöpfung zu schwach, um irgendetwas zu erreichen.

Der fremde Teufel trug Mei-en zuerst durch das dichte Gedränge einer Straße, bog dann in eine andere Straße und gelangte schließlich in einen großen Hof. »Yang!«, rief sie. »Yang, komm schnell!«

Mei-en zitterte vor Angst! Würde der fremde Teufel sie jetzt in einem großen Topf kochen und auffressen? Irgendwie fand sie nun neue Kraft und hämmerte mit ihren Fäusten auf die Frau ein.

Überrascht setzte diese sie auf den Boden. Plötzlich frei, krabbelte Mei-en schnell wie eine Krabbe in eine Ecke des Hofes und versteckte sich hinter einer Urne voll mit blühenden Blumen. In diesem Moment kam ein alter Chinese mit blauem Hemd und Hose aus dem großen Haus, das wie eine Art Herberge aussah. Es hatte zwei Stockwerke, ein rotes, geschwungenes Dach und Stallungen an einem Ende.

»Yang, sprich mit ihr«, meinte die Frau ängstlich. »Sag ihr, dass sie keine Angst zu haben braucht ... dass ich ihr helfen möchte.«

Der Mann mit Namen Yang blickte zu Mei-en hinüber, die hinter der großen Urne kauerte. Dann verzog sich sein Mund zu einem riesigen Lächeln.

»Nein, nicht reden, Miss Gladys«, kicherte er und verschwand ins Haus. Gleich darauf kam er zurück und hielt eine Schüssel mit einer heißen, dampfenden Flüssigkeit in den Händen. Als er sich ihr näherte, stieß Mei-en einen heiseren Schrei aus und versuchte,

noch weiter hinter die Urne zu kriechen. Aber Yang stellte die Schüssel einfach nur auf die Erde, drehte sich um, nahm die Frau am Arm und kehrte mit ihr ins Haus zurück.

Mei-en war allein im Hof. Die Schüssel mit der Suppe stand gerade so, dass sie sie nicht erreichen konnte. Voller Angst starrte sie das Essen an. Was würde geschehen, wenn sie es berührte? War es vergiftet? Wollte man versuchen, sie umzubringen?

Aber, so ermutigte sie sich selbst, wenn sie es nicht zu sich nehmen würde, dann würde sie in Kürze vor Durst sterben. Nachdem sie sich das klargemacht hatte, kroch sie hinter der Urne hervor, langte mit zitternden Fingern nach der Schale, um sie dann an ihre Lippen zu setzen. Die ersten Tropfen der warmen Brühe flossen langsam in ihren Mund. Nur mit Mühe konnte sie schlucken ... dann wieder etwas Brühe ...

Schließlich war die Schüssel leer. Mit einem Seufzer kroch Mei-en wieder hinter die Urne zurück und schlief augenblicklich ein.

Als Mei-en einige Stunden später erwachte, schimmerte das rote Ziegeldach in der Nachmittagssonne. Vorsichtig schaute sie hinter der Urne hervor ... und erblickte vor sich die Schüssel. Aber sie war nicht leer, sondern gefüllt mit Hirsebrei und gekochtem Gemüse!

Das kleine Mädchen sah sich um. Sie war ganz allein im Hof. Dann kroch sie wieder zu der Schüssel, langte mit ihren Fingern hinein und stopfte sich eine Handvoll Hirse mit Gemüse in den Mund.

Mei-ens trockene Lippen rissen auf und bluteten, als sie kaute, aber sie hörte erst auf zu essen, als die Schale leer war. Während sie noch das letzte bisschen von den Fingern leckte, blickte sie auf ... und sah den alten Chinesen und die fremde Teufelsfrau, die im Hof standen und sie betrachteten.

In Panik wollte Mei-en zurück hinter die Urne, aber der alte Mann war schneller! Er hob sie auf, hielt sie fest, während sie trat und zappelte, und setzte sich mit ihr auf eine steinerne Bank an der Hofmauer.

Das Essen hatte Mei-en neue Kraft gegeben, und ihre Schreie hallten von den Mauern zurück. Aber Yang hielt sie einfach fest, begann zu summen, wiegte sie sanft hin und her und flüsterte beruhigende Worte in ihr Ohr. Bald hörte das Mädchen auf zu zappeln; ihre Augen waren aber immer noch vor Angst geweitet.

Als Mei-en sich beruhigt hatte, kam die Frau zu ihnen und kniete sich vor dem alten Mann und dem Mädchen auf den Boden. »Hab keine Angst ... ich will dir nicht wehtun«, sagte sie leise und schob ihr dunkelbraunes Haar hinters Ohr.

Und dann machte die Frau etwas ganz Seltsames. Sie zog Mei-en die abgetragenen Stoffschuhe aus und fing an, die Bänder zu lösen, die die Füße des kleinen Mädchens eingeschnürt hatten. Wieder schrie Mei-en vor Angst und versuchte, sich zu befreien. Aber Yang hielt sie fest und summete beruhigende Melodien in ihr Ohr.

»Ist ja gut ... es ist alles in Ordnung«, murmelte die Frau. »Ich bin der offizielle Fußinspektor für Yangcheng und den ganzen Distrikt Shansi ... die nationalistische Regierung möchte, dass alle chinesischen Mädchen ihre Füße loswickeln ... ja, ja ... ist schon gut ... ist ja gut ...«

Die Frau wickelte und wickelte ... bis ein kleiner blasser Fuß zum Vorschein kam. Mei-en stieß einen kleinen Schrei aus – sie konnte sich nicht mehr erinnern, wie ihr nackter Fuß ausgesehen hatte. Die Zehen waren gekrümmt, und der ganze Fuß sah verformt aus.

»Oh ... oh«, sagte die Frau bekümmert. »Seht euch diesen armen Fuß an. Nie wieder sollen diese schrecklichen Bänder ihn fesseln.« Und dann fing sie an, den kleinen Fuß behutsam und vorsichtig zu massieren.

Als Mei-ens Angst sich gelegt hatte, geschah wieder etwas Unerwartetes: Durch die sanfte Massage begann das Blut, wieder im Fuß zu zirkulieren – was heftige Schmerzen hervorrief. Mei-en fing an zu wimmern.



»Das ist in Ordnung ... weine ruhig ... ich weiß, dass es wehtut, aber es wird bald besser werden ... ist schon in Ordnung«, murmelte die Frau und fuhr fort, jeden kleinen Zeh zu massieren.

Dann löste sie auch die Bänder des anderen Fußes ... die sanfte Massage ... dann der Schmerz und die Tränen ...

Schniefend beobachtete das kleine Mädchen, wie die fremde Frau mit ihren Händen vorsichtig jeden Zeh zum Leben erweckte. Sie starrte auf das kurze, dunkle Haar – es war braun und nicht schwarz – und das weiße Gesicht. *Haben alle Engländer so große Nasen?*, wunderte sie sich. *Nicht hübsche, flache Nasen wie die Chinesen.* Aber am meisten faszinierten sie die Augen der Frau ... Augen, die mild und gütig waren.

Plötzlich brach Mei-en wieder in Tränen aus, verbarg ihr Gesicht an der Brust des alten Mannes und schluchzte, als ob es ihr das Herz zerreißen würde.

Aber diesmal war es nicht der Schmerz, der die Tränen verursachte: Seit dem schrecklichen Tag, als ihre Mutter gestorben war, hatte sie niemand so sanft und liebevoll berührt ...

HERBERGE ZU DEN ACHT GLÜCKSELIGKEITEN

Dreimal täglich badete die Engländerin, die Yang Miss Gladys nannte, Mei-ens Füße in warmem Wasser und massierte die armen, bis vor Kurzem gebundenen Zehen. Aber als die Frau das kleine Mädchen nach ihrem Namen fragte, senkte Mei-en nur schüchtern den Kopf.

»Nun, sei's drum«, lächelte Gladys. »Ab jetzt nennen wir dich Ninepence. Wie bin ich froh, dass ich damals, als ich dich fand, eine Ninepence-Münze bei mir hatte!«

Es blieb bei diesem Spitznamen. »Seht, wie viel Suppe Ninepence heute gegessen hat!«, freute sich Yang am folgenden Tag und hielt die leere Schüssel des kleinen Mädchens hoch. Und: »Zeig mir, wie gut du über den Hof laufen kannst, Ninepence!«, forderte Gladys sie freundlich auf.

Schon bald humpelte das kleine Mädchen umher, sah Yang zu, wenn er in großen Töpfen dicken Hirsebrei, Nudelteig und Gemüsebrühe für die Maultiertreiber kochte, die in der Herberge haltmachten. Doch ... es waren nicht viele Maultierkarawanen, die in einer Herberge rasten wollten, die von einem

»fremden Teufel« geführt wurde. Auch dann nicht, wenn ein Schild mit der freundlichen Aufschrift »Herberge zu den acht Glückseligkeiten« über dem Tor hing.



Während Yang ein mageres Huhn für die Suppe rupfte, erklärte er dem Mädchen geduldig: »Weißt du, Ninepence, es ist noch nicht lange her, da waren *zwei* englische Frauen hier in Yangcheng. Zuerst kam Mrs. Lawson ... sie lebte schon sehr, sehr lange als Missionarin in China.«

Ninepence überlegte, was eine »Missionarin« war, aber sie wollte Yangs Geschichte nicht unterbrechen.

»Aber als Mrs. Lawson nach Yangcheng kam«, fuhr der alte Mann fort, »wollte niemand einem ›fremden Teufel‹ zuhören, der über den Gott der Christen erzählte.« Yang strahlte, als er seinen Blick durch die große Herberge mit den drei *k'angs* aus Ziegelsteinen (gemauerte Schlafstätten, unter denen man ein Feuer anzünden kann, um sich nachts vor der bitteren Kälte zu schützen) schweifen ließ. »Darum kaufte Mrs. Lawson diese alte Herberge ... oh! Es war eine Ruine! Zu viel Arbeit für die alte Mrs. Lawson und den alten Yang. Dann kam Gladys Aylward den ganzen langen Weg von England hierher, um Mrs. Lawson zu helfen.

Aber vor ein paar Monaten hatte Mrs. Lawson einen Unfall ...«

Ninepence bemerkte, dass Yang plötzlich Tränen in den Augen hatte, während er dem schlaffen Huhn weiter die Federn ausriss. Doch schon bald hatte der alte Chinese seine Sprache wiedergefunden und sagte: »So ... nun sind nur noch ich und Miss Gladys hier.« Sein breites Grinsen kehrte zurück. »Sie spricht schon ziemlich gut Chinesisch, nicht wahr? Schließlich habe ich es ihr beigebracht!«

Um die widerstrebenden Maultiertreiber dazu zu bringen, in ihrer Herberge einzukehren, schrubhte Gladys Aylward täglich jeden Zentimeter des Fußbodens, legte frisches Stroh für die Maultiere in die Ställe und goss die Blumen in den großen Urnen, damit der Hof für die müden Wanderer nett und einladend war. Wenn dann abends die Karawanen in der Stadt eintrafen, öffnete sie das Tor und rief: »*Muyo beacha!* Wir haben keine Wanzen! *Muyo goodso!* Wir haben keine Flöhe!« Dann winkte die zierliche Engländerin und wies in den Hof. »*Lai-lai-lai!* – Kommt, kommt, kommt!«

Aber als einige Tage vergangen waren und alle Maultiertreiber eilig weitergeritten waren, sobald sie den »fremden Teufel« erblickt hatten, hörte Ninepence Gladys zu sich selber sagen: »Nun gut, wenn sie stur sein wollen, dann werde ich ihre Sturheit zu nutzen wissen.«

An diesem Abend streute Gladys einen Arm voll frisches Heu in den Hof. Dann stieß sie das Hoftor auf und wartete auf die Maultiertreiber. Als die ersten Tiere, klipp-klapp, die Straße aus festgetretenem Staub herunterkamen, rief sie wie immer: »*Muyo beatcha!* Wir haben keine Wanzen! ... *Muyo goodso!* Wir haben keine Flöhe! ... *Lai-lai-lai!* Kommt, kommt, kommt!«

Aber als die Reiter wieder eilig an ihr vorüberreiten wollten, griff sie nach dem Halfter des Leittieres und zog es mit aller Kraft in den Hof. War es das Gewicht der kleinen Frau, die an seinem Halfter hing, oder der Geruch von frischem Heu? Jedenfalls war das Maultier in den Hof getrottet – gefolgt von den anderen Tieren, die sogleich ihre Köpfe in das duftende Heu steckten.

Ninepence fand das recht lustig. Sie hüpfte auf und nieder, klatschte in die Hände und rief: »*How-how-how!* Gut, gut, gut!«

Erstaunt blickte Gladys Aylward zu dem Mädchen hinüber. Dies waren die ersten Worte, die Ninepence seit ihrer Ankunft vor ein paar Tagen gesprochen hatte!

Währenddessen waren die Maultiertreiber entsetzt! All ihre Maultiere und ihr Gepäck waren im Hof von diesem »fremden Teufel«! Sie rannten umher und versuchten, die Tiere wieder auf die Straße zu ziehen. Aber nachdem die erschöpften Maultiere angehalten und vom frischen Heu gefressen hatten, waren sie nicht mehr vom Hof zu bewegen.

Ängstlich versammelten sich die Männer draußen vor dem Hoftor und tuschelten. Doch schließlich stimmten sie widerwillig ein, die Nacht in der ›Herberge zu den acht Glückseligkeiten‹ zu verbringen. Immerhin waren sie zu viert gegen einen fremden Teufel, einen alten Mann und ein kleines Mädchen.

Nachdem die Männer den müden Tieren die Lasten abgenommen und sie für die Nacht in den Ställen untergebracht hatten, schoben sie sich ängstlich in den Hauptraum der Herberge, wo sie dicht zusammengedrängt stehen blieben und vorsichtig umherblickten. Es war eine Sache, einem fremden Teufel draußen auf der Straße zu begegnen; aber eine andere, in ihrem Haus zu schlafen!

Aber Yang hatte bereits Schüsseln mit Nudelstreifen, Hühnchen und Gemüsebrühe gefüllt. Ninepence, die immer noch etwas unsicher auf ihren verformten Füßen ging, verteilte die Stäbchen und den Tee. Dann, während die hungrigen Männer aßen, holte Gladys Aylward einen Hocker und setzte sich mit dem Gesicht zu ihnen hin. Die Männer hörten auf zu kauen und blickten unsicher zu ihr herüber. Was würde das fremde Teufelsweib nun tun?

»Vor langer, langer Zeit«, begann Gladys und lächelte freundlich zu den zerlumpten Maultiertreibern herüber, »hüteten einige Hirten in einem Land, das Palästina heißt, ihre Schafherden ...«

Die Männer schienen sich wieder zu entspannen. Eine Geschichte? Nun ... eine Geschichte tat niemandem weh.

»Eines Nachts, als sie draußen auf dem Feld bei ihren Herden schliefen«, fuhr Gladys fort, »wurden sie von einem hellen Licht geweckt. Es war ein Engel vom Himmel mit einer Botschaft für sie. ›Heute wurde in der kleinen Stadt Bethlehem, die ganz in der Nähe liegt, Gottes Sohn geboren«, sagte der Engel. ›Das Kindlein heißt Jesus, und es wird der Retter für alle Menschen auf der ganzen Welt sein.‹ Dann waren plötzlich noch viel mehr Engel am Himmel und riefen: ›Ehre sei Gott in der Höhe! Friede auf Erden allen Menschen!‹«

Ninepence saß mit gekreuzten Beinen auf dem Boden und hörte zu.

»Als die Engel verschwunden waren, waren die Hirten sehr aufgeregt!«, sagte Gladys. »Sie hatten schon viele, viele Jahre auf den Erlöser gewartet. Und nun war er endlich geboren! Aber würde man einfachen Hirten erlauben, solch ein besonderes Baby zu sehen?«

Die Männer murmelten und nickten mit den Köpfen. Sie hatten sich bereits dieselbe Frage gestellt.

Gladys erzählte ihre Geschichte weiter: »Aber sie hörten auf das, was der Engel ihnen gesagt hatte, und liefen eilig nach Bethlehem ... und dort fanden sie das

Kind in einem Bett aus Stroh liegend – genauso, wie der Engel ihnen gesagt hatte! Die Hirten waren überrascht. Sie hatten reiche, wichtige Menschen erwartet, aber diese Menschen schienen einfaches Landvolk zu sein. Sie sahen müde aus und waren scheinbar seit vielen Tagen unterwegs gewesen.«

Auf den Gesichtern der Maultiertreiber erschien ein Lächeln. Die Geschichte handelte von Leuten wie sie!

Ninepence dachte, die Geschichte sei nun vorbei ... aber Gladys erzählte von weisen Männern aus einem anderen Land, die ebenfalls gekommen waren, dieses besondere Baby zu besuchen. Sie waren einem hellen Stern gefolgt, der ihnen die Geburt des Kindes angezeigt hatte. Der König, der in dem Land regierte, in dem das Baby geboren war, fühlte sich bedroht und wollte das Kleine töten. Aber ein Engel warnte die Eltern, sodass sie rechtzeitig in ein anderes Land flüchten konnten, aus dem sie erst wieder zurückkehrten, nachdem der böse König gestorben war.

Als die Geschichte zu Ende war, schienen die Maultiertreiber sehr zufrieden. Während Ninepence noch die schmutzigen Schüsseln abräumte, kauerten sie sich auf den warmen Ziegeln des *k'angs* zum Schlafen zusammen.

»Hat dir die Geschichte gefallen?«, fragte Yang das Mädchen und zeigte ihr unterdessen, wie die Schüs-



seln abgewaschen wurden. »Die Geschichte ist aus dem Buch, das man Bibel nennt. Diese Bibel ist voll von wunderbaren Geschichten über den Gott der Christen.«

Die Geschichte *hatte* Ninepence gefallen ... auch wenn sie sie nicht ganz verstanden hatte. In dieser Nacht, als sie oben in dem kleinen Zimmer auf ihrem Lager neben Gladys Aylwards Bett schlief, träumte sie von Babys in Ställen und weisen Männern, die auf Maultieren ritten und Engel über die Berge jagten.

Am nächsten Abend ging Gladys wieder nach derselben ›Methode‹ vor und zog das Leittier einer anderen Karawane in den Hof. Beim Abendessen erzählte sie den mürrischen Maultiertreibern die Geschichte von einem Mann namens Noah. »Vor langer, langer Zeit sagte Gott zu Noah, dass er ein großes, großes Boot bauen sollte; groß genug, um ein Männchen und ein Weibchen von jeder Tierart darin aufzunehmen. Jedermann hielt ihn für verrückt ... bis es eines Tages zu regnen anfang. Es regnete und regnete, bis die ganze Welt überflutet war.«

Die Männer nickten und murmelten zustimmend. Sie kannten Überschwemmungen. Trat der Gelbe Fluss auf der anderen Seite der Berge nicht auch von Zeit zu Zeit über die Ufer und riss ganze Dörfer mit sich fort?!

»All die gottlosen Menschen sind ertrunken«, fuhr Gladys fort. »Alle, außer Noah, seine Familie und die Tiere, denn sie waren ja in dem großen Boot. Und als der Regen aufgehört hatte, setzte Gott einen Regenbogen an den Himmel zum Zeichen, dass er nie wieder eine so große Flut auf die Erde kommen lassen würde.«

Ninepence konnte es kaum bis zum nächsten Abend abwarten, so gespannt war sie auf die nächste Geschichte. Den Maultiertreibern schien es ähnlich zu ergehen: Es breitete sich die Nachricht aus, dass es in der Herberge zu den acht Glückseligkeiten in Yangcheng saubere Ställe für die Tiere, gutes Essen *und* eine wunderbare Geschichte während der Mahlzeit gäbe – und das alles für nur ganz wenig *cash!*

Am Ende des Sommers waren die drei Ziegel-*k'angs* voll belegt mit Maultiertreibern, die gespannt den Geschichten von Gladys lauschten, worüber die Engländerin natürlich sehr erfreut war! Obwohl Ninepence erst sechs Jahre alt war, hatte sie bald herausgefunden, dass ein ›Missionar‹ jemand war, der gerne Geschichten über den Gott der Christen aus einem dicken Buch erzählte, das die Bibel genannt wurde.

Leider reichte das bisschen *cash*, das Gladys für die Übernachtung in der Herberge zu den acht Glückseligkeiten verlangte, kaum aus, um die Kosten für Essen, Heu und Stroh zu decken.

»Ich werde wohl wieder eine Reise in die Bergdörfer machen, als offizieller Fußinspektor des Mandarins«, meinte Gladys eines Tages zu Yang. »Das ist die einzige Möglichkeit, zu Geld zu kommen ... außerdem wird es bald Winter, und wir brauchen noch warme Kleidung für Ninepence.«

Ninepence erschrak! Gladys wollte fortgehen? Was, wenn sie in den Bergen abstürzen würde wie ihr Vater? Oder Banditen sie töten würden? Wer würde sich dann um sie kümmern?

»Bitte lass mich mit dir gehen!«, bettelte das kleine Mädchen. »Ich werde ganz artig sein und dir keinen Ärger machen.«

Gladys lächelte und hockte sich neben Ninepence. »Natürlich würdest du mir keinen Ärger machen!«, sagte sie. »Aber ... deine Füße sind noch nicht kräftig genug für eine Reise in die Berge. Vielleicht nächstes Jahr.«

Sanft strich sie über Ninepences trauriges Gesicht. »Außerdem, wer würde Yang helfen, wenn wir beide fortgingen?«

WENIGER WIRD MEHR

Am nächsten Tag sah Ninepence traurig zu, wie Gladys auf einem Maultier des Mandarins und in Begleitung von zwei seiner Soldaten davonritt ... was wäre, wenn die sturen Dorfbewohner sich weigerten, das neue Gesetz zu befolgen, das es ihnen verbot, die Füße ihrer Töchter einzuschnüren? Ninepence wackelte mit ihren Zehen, die sich nun schön gerade gestreckt hatten und nicht länger verformt aussahen, auch wenn sie am Ende des Tages noch immer schmerzten.

»Heh, steh nicht so herum, Ninepence«, schalt Yang, während er zurück ins Haus eilte. »Wir haben noch viel Arbeit zu tun, bis Miss Gladys zurückkommt!«

Yang meinte, er sei zu alt, um die Ställe auszumisten; daher stellte er den Großneffen seines Schwagers ein, die schmutzige Arbeit zu tun.



Ninepence bot sich an, frisches Stroh auf den Boden zu streuen und die Futterkrippen mit Heu zu füllen.

Als sie in die Herberge trat, rührte Yang in seinen Töpfen und murmelte vor sich hin. Also entschied sich das Mädchen, die *k'angs* zu scheuern, um die Wanzen zu vertreiben. Dann legte sie neue Kohlen in die Glut darunter, damit die Schlafstätte schön warm blieb.

Als die Sonne hinter den Bergen versank, lief Ninepence zum Tor, öffnete es weit und rief: »*Muyo beatcha!* Wir haben keine Wanzen! ... *Muyo goodso!* Wir haben keine Flöhe! ... *Lai-lai-lai!* Kommt, kommt, kommt!«

Die erste Maultierkarawane trottete vorbei, ohne der Herberge zu den acht Glückseligkeiten Beachtung zu schenken. Ninepence erschrak! Würde sie das Halfter des Leittiers greifen müssen, so wie Gladys es manchmal machte? Sie war sich nicht sicher, ob sie dazu überhaupt groß genug war. Zum Glück wurde die nächste Karawane von einem Mann angeführt, der früher schon mal in der Herberge zu Gast war. Er trieb seine Tiere in den Hof und begann, die Lasten abzuladen.

Bald hatten sich die Männer auf die *k'angs* gehockt und schaufelten eifrig Nudelstreifen und Gemüse in sich hinein. Aber als sie den Tee servierte, erschrak Ninepence. Die Geschichte! Wer sollte die Geschichte erzählen, jetzt, wo Gladys doch nicht da war?

Aber da trat Yang aus der Küche und wischte seine Hände an dem großen, weißen Handtuch ab, das ihm als Schürze diente. Der alte Mann holte den Hocker, setzte sich und begann:

»Vor langer, langer Zeit lebte ein Mann namens Noah«, sagte er und grinste breit. »Gott befahl ihm, ein großes Boot zu bauen und Tiere hineinzubringen, denn es sollte ein großer Sturm kommen. Mitten in dem Sturm lief Jesus über das Wasser zu dem Boot hin. Noah dachte, es wäre ein Geist! Aber Jesus klopfte an und sagte: ›Lass mich herein, Noah!‹ Als Jesus in das Boot trat, hörte der Sturm sofort auf und das Boot war am anderen Ufer des Sees Genezareth.«

Ninepence runzelte die Stirn. Irgendetwas war hier verkehrt ... aber sie wusste nicht genau was. Doch den Maultiertreibern machte das nichts aus. Für sie war es eine wunderbare Geschichte.

Am nächsten Abend erzählte Yang eine Geschichte von Mose. »Ein großer Stern erschien am Himmel und Mose führte die Kinder Israel nach Bethlehem, um das Jesuskind zu sehen.« Dabei lächelte er glücklich.

Am dritten Abend erzählte Yang, dass Noah die Tiere sicher über das Rote Meer geschifft hatte, während die Ägypter jedoch alle in den Fluten ertrinken mussten.

Als Ninepence am vierten Abend das Tor aufstieß, fragte sie sich, welche seltsame Geschichte Yang

wohl an diesem Abend erzählen würde. Während sie die Straße hinauf- und hinunterblickte und nach den Maultierkarawanen Ausschau hielt, sah sie einen Jungen, der nur wenig älter als sie schien. Er lehnte sich an die Hofmauer und starrte das Mädchen an. Er war barfuß und seine ehemals blaue Jacke und Hose waren dreckig und zerrissen. Ninepence wusste nicht, ob sie das Tor besser wieder zuschlagen oder ihn fragen sollte, was er dort wollte. Aber noch bevor sie eine Entscheidung treffen konnte, hob der Junge den Kopf: *Klap-klap-klap* machten die Hufe eines herantrabenden Maultiers ... und mit einem erschreckten Aufschrei rannte er davon.

Ninepence reckte ihren Hals, um zu sehen, ob sich eine Maultierkarawane näherte ... und erblickte stattdessen ein einzelnes Maultier mit Reiter, begleitet von zwei Soldaten zur Rechten und zur Linken.

»Sie ist wieder da!«, schrie sie, rannte ins Haus und zog Yang am Ärmel. »Komm schnell ... Gladys ist zurück!«

Sie hatten kaum Zeit, sich zu begrüßen und das Gepäck abzuladen, da trotteten auch schon die ersten Maultiere einer Karawane in den Hof. Yang schlug großzügig vor, dass er den Männern die abendliche Bibelgeschichte erzählen könnte, während Gladys erst einmal in Ruhe etwas essen sollte. Dankbar nahm Gladys seinen Vorschlag an und ging die Stufen zu ihrem

kleinen Zimmer hoch, um sich auszuruhen. Mitten in der Geschichte kam sie jedoch herunter, um sich noch etwas von den Nudeln und dem Gemüse zu holen. Sie lehnte sich an den Türpfosten und lauschte.

»... da sprach Jesus aus dem brennenden Dornbusch zu Noah und sagte: ›Du darfst von allen Früchten der Bäume im Garten essen, außer von dem Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen.‹ Aber dann hat Noahs Frau trotzdem von der verbotenen Frucht gegessen, darum sandte Gott eine große Flut ...«

»Ach, du liebes bisschen«, flüsterte Gladys zu Ninepence gewandt, die auf dem Boden hockte und darauf wartete, die leeren Teetassen wieder zu füllen. »Hat er die ganze Zeit, als ich nicht da war, solche Geschichten wie diese erzählt?«

Das Mädchen nickte nüchtern. Gladys rollte mit den Augen und seufzte ... und dann fing sie an zu kichern. Jetzt wusste Ninepence, dass sie mit ihrer Vermutung recht gehabt hatte: Yang hatte alle Bibelgeschichten durcheinandergeworfen! Sie presste ihre Hand auf den Mund, um ihr eigenes Kichern zu unterdrücken ... aber gleich darauf schlüpfen die kleine englische Frau und das kleine chinesische Mädchen in den Hof hinaus, wo sie sich im Dämmerlicht auf eine Steinbank setzten und lachten und lachten!

Am nächsten Tag begleitete Ninepence Gladys Aylward auf den Markt in Yangcheng, wo sie Weizen für den Nudelteig und einen großen Sack Hirse kauften. Von den Bauern, die auf den terrassenartig angelegten Feldern an den Berghängen Gemüse zogen, erstanden sie noch einige Karotten, weiße Rüben, Tomaten und Kohl. Ninepence trug das Gemüse in einem Tuch auf ihrem Rücken; die schweren Säcke mit Weizen und Hirse hingen zu beiden Seiten an einer Stange, die Gladys wie eine echte Chinesin auf ihren Schultern balancierte.

Auf dem Heimweg zur Herberge erblickte Ninepence wieder den Jungen, der vor dem Hoftor herumlungerte. Aber sobald er sie entdeckt hatte, rannte er davon.

Den ganzen Nachmittag dachte Ninepence angestrengt darüber nach, warum er wohl ein zweites Mal an ihr Tor gekommen war. Schließlich schlich sie auf Zehenspitzen zu der großen Tür, öffnete sie neugierig einen Spaltbreit und spähte hinaus. Und tatsächlich: Da stand der Junge wieder und starrte sie an ... diesmal hielt er eine kleine, leere Schüssel in den Händen.

Ninepence schloss leise das Tor und lief zurück ins Haus, wo Yang gerade den Tisch für ihr karges Mittagmahl deckte, das aus Hirsebrei bestand. Sie aßen gewöhnlich immer am späten Nachmittag, bevor die Maultierkarawanen ankamen, denn dann wurde es



lebhaft und hektisch. »Miss Gladys«, sagte Ninepence schüchtern und blickte dabei auf ihre Schüssel mit dampfendem Brei, während sie mit gekreuzten Beinen auf einem der Ziegelöfen saß. »Wenn ich ein wenig von meinem Brei nehme, etwa so viel ...«, und Ninepence tat etwas von der Mahlzeit in eine leere Schüssel. »Was hätte ich dann in meiner Schüssel?«

Gladys Aylward sah sie erstaunt an. »Wozu? Du hättest ein bisschen weniger.«

Ninepence zeigte auf den Hof hinaus. »Da draußen steht ein Junge, der hat noch weniger als mein Weniges. Könnte ... könnte ich ihm nicht ein bisschen von mir geben? Dann hätte er auch ein wenig ...«

Gladys Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Ach, Yang, warum geben wir nicht auch jeder einen Löffel von unserem Brei in diese Schüssel? Dann hätten wir alle ein bisschen weniger; aber der Junge da draußen hätte etwas mehr.«

Yang grinste breit, und bald war der Brei auf vier anstatt drei Schüsseln verteilt. Ohne ein Wort kletterte Ninepence vom *k'ang*, überquerte den Hof und öffnete das Tor. Der Junge war noch da. Sie öffnete das Tor noch weiter und bat ihn herein. Aber als der Junge eingetreten war, blieb er wie angewurzelt stehen und starrte auf Gladys. Diese hielt die vierte Schüssel Brei ausgestreckt hin.

»Bitte gib mir die Schüssel«, sagte Ninepence. Dann füllte sie mit ihren Stäbchen den Hirsebrei in die Schüssel des Jungen. Sogleich hockte dieser sich auf den Boden und schob die warme Mahlzeit hungrig in seinen Mund.

»So«, murmelte Gladys. »Das ist also ›Less‹ [›Less‹ bedeutet auf Englisch ›wenig‹], der Junge, der noch weniger hat als unser Weniges.«

Der Spitzname blieb ... wie auch der Junge, dessen Geschichte nach und nach ans Licht kam. Banditen hatten sein Dorf in den Bergen überfallen. Sie hatten alle Männer getötet, die Häuser niedergebrannt und Frauen und Kinder mitgenommen. Auf diesem Gewaltmarsch war die Mutter des Jungen krank geworden, worauf die Banditen sie zum Sterben einfach im Graben liegen ließen. Als der Junge seiner Mutter nicht mehr helfen konnte, zog er weiter von Dorf zu Dorf und bettelte um Essen. Schließlich war er einer Maultierkarawane nach Yangcheng gefolgt.

Von Anfang an fühlte der Junge sich zu Ninepence hingezogen und ließ sie kaum aus den Augen. Ein Bad, frische Kleidung und ein voller Bauch hatten einen neuen Menschen aus ihm gemacht. Bald tobten die beiden Kinder über den Hof, spielten Fangen, verteilten frisches Stroh für die Maultiere und halfen in der Küche.

Einige Tage später bekam Ninepence zufällig eine Unterhaltung zwischen Gladys und Yang mit: »Können wir mit unserem geringen Einkommen vier Mäuler satt bekommen – besonders einen heranwachsenden Jungen?«, fragte Gladys besorgt.

»Bestimmt!«, antwortete Yang. »Ein kräftiger Junge könnte sich hier sehr nützlich machen. Sie sollten nicht jeden Tag die Ställe ausmisten, Miss Gladys ... und Yangs Knochen sind für diese Arbeiten zu alt.«

»Aber wenn er für uns arbeitet, dann müssten wir ihn auch bezahlen«, meinte Gladys verzagt.

»Was soll das heißen, ihn bezahlen?«, entrüstete sich Yang. »Jeder Sohn in einem chinesischen Haushalt muss diese Aufgaben erledigen!«

So blieb Less weiterhin in der Herberge zu den acht Glückseligkeiten. Und es war genau so, wie Yang es gesagt hatte: Ein kräftiger, junger Bursche war sehr nützlich! Less kümmerte sich fortan um die Arbeit in den Ställen, und als Gladys das nächste Mal in ihrer Rolle als offizieller Fußinspektor in die Bergdörfer reiten musste, brauchte Yang niemanden von außerhalb zur Hilfe: Sie kamen sehr gut zurecht ... nur dass Yang immer noch seine Bibelgeschichten durcheinanderwarf.

Als Gladys wieder zurück war, rief sie Yang, Ninepence und Less zusammen und sagte: »Während ich auf diesem alten Gerippe von einem Maultier über die Berge geritten bin, hatte ich viel Zeit zum Nachden-

ken.« Dann fuhr sie fort: »Weißt du noch, was du gesagt hast, Yang, dass jeder Sohn in einem chinesischen Haushalt seine Aufgaben zu erledigen hat?«

Yang nickte und grinste breit. »Aber sicher doch. Und Less hat seine Aufgaben immer sehr gut erledigt.«

Less senkte verlegen den Kopf.

»Genau!«, stimmte Gladys zu. »Aber ... ich habe darüber nachgedacht, dass wir es offiziell machen müssten – das mit dem Sohn, meine ich.«

Drei chinesische Gesichter sahen sie verblüfft an. Was in aller Welt meinte sie damit?

»Also, ich meine ... ich habe gedacht ... dass es ...« Gladys Aylward holte tief Luft. »Ich würde Ninepence und Less gerne als meine eigenen Kinder annehmen, sie adoptieren.«

Jetzt starrten die drei Gesichter sie mit offenem Mund an.

»Nun ... was haltet ihr davon?«, fragte Gladys ängstlich.

Ninepence fand als Erste ihre Stimme wieder. »Wärst du dann meine Mutter?«

»Ja ... ja, das wäre ich«, meinte Gladys lächelnd.

»Und wäre Ninepence meine Schwester?«, fragte Less mit weit aufgerissenen Augen.

Gladys nickte.

Die Kinder sahen sich an, dann Yang, dann wieder Gladys. »Ja! Ja!«, riefen sie. »Hurra! Hurra!«

Gladys klatschte in die Hände. »*How! How!* Gut! Gut!«, sagte sie. »Dann werden wir morgen zum Mandarin gehen und es offiziell machen.«

AUFSTAND IM GEFÄNGNIS!

Ninepence war aufgeregt. Sie war noch nie im *yamen* – so nannte man das offizielle Haus des Mandarins – gewesen. Ein Diener mit einer blauen Brokatjacke und blauer Seidenhose öffnete ihnen und führte sie in einen kühlen Raum. Kunstvolle Papierlaternen mit Quasten an allen Ecken hingen an den Wänden. Auf Tischen aus glänzendem schwarzem Holz standen alte Porzellankrüge und -vasen. Die Fächer der Schiebetüren, die von einem Raum in den nächsten führten, waren mit Papier bespannt und mit aufwendigen Bildern bemalt.

Gladys hatte den Kindern die Haare gewaschen und ihre Kleider geschrubbt. Trotzdem kam sich Ninepence in der eleganten Umgebung ziemlich schäbig vor.

»Mach dir nichts draus«, flüsterte Gladys, als hätte sie die Gedanken des Mädchens gelesen. »Denke nur daran, dich respektvoll vor dem Mandarin zu verbeugen, und sprich nicht eher, bis er zu dir spricht.«



Nachdem sie ein paar Minuten gewartet hatten, glitt eine Schiebetür zur Seite und der Mandarin betrat den Raum. Ninepence und Less waren so überwältigt, den Mandarin zu sehen, dass sie fast vergessen hätten, sich zu verbeugen. Für einen Chinesen war er sehr groß; er hatte hohe Wangenknochen und einen Schnurrbart, der bis unter sein Kinn reichte. Unter seiner roten Seidenkappe war sein glänzendes, schwarzes Haar zu einem langen Zopf geflochten, der ihm bis zu den Knien reichte. Er trug ein langes Gewand in den Farben Rot, Blau, Grün und Gold. Weite, bestickte Ärmel verbargen seine Hände, die er vor sich gefaltet hatte.

»Gladys Aylward, meine Freundin«, sagte der Mandarin freundlich, ging durch den Raum auf sie zu und verneigte sich erfreut vor der kleinen Engländerin. »Was führt Sie heute zu mir? ... Und wer sind diese Kinder?«

Gladys verneigte sich ehrfurchtsvoll – wobei Ninepence bemerkte, dass sie nicht unterwürfig auf dem Boden kniete, so wie es die meisten Menschen in Anwesenheit des Mandarins sonst taten. Sie legte ihre Arme um Less und Ninepence. »Dies sind Waisenkinder, die ich in meinem Haus aufgenommen habe. Ich würde sie gerne adoptieren. Können Sie mir dabei behilflich sein?«

Der Mandarin zog eine Augenbraue hoch. »Sind Sie sich sicher, dass Sie das wirklich wollen – Sie, eine Engländerin?«

Gladys errötete. »Ja. China ist jetzt meine Heimat; Ihr Volk ist auch mein Volk. Diese Kinder haben niemanden mehr ... nur mich.«

»Ich verstehe«, meinte der Mandarin nachdenklich. »Haben Sie versucht, ihre Eltern ausfindig zu machen?«

Da erzählte Gladys ihm alles, was sie über die Herkunft der Kinder wusste.

»Also gut«, sagte der Mandarin. »Dann sollten wir jetzt die notwendigen Formalitäten erledigen.« Er klatschte zweimal in die Hände, und sogleich erschien ein Schreiber. Man bat Gladys an einen der glänzenden, schwarzen Holztische, wo sie die Feder in die Tinte tauchte und wichtig aussehende Papiere ausfüllte.

Die Stille im Raum und das kratzende Geräusch der Feder wurden plötzlich von Tumult draußen vor der Tür unterbrochen. Ärgerliche Stimmen wurden laut, dann glitt die Tür zur Seite, und ein Mann, der sehr verwirrt aussah, betrat das Zimmer.

»Gouverneur!«, rief der Mandarin entrüstet. »Was hat das zu bedeuten? Sehen Sie nicht ...«

»Ich bitte um Vergebung, Exzellenz!«, sagte der Mann, riss sich die Kappe vom Kopf und fiel vor dem

Mandarin auf die Knie, sodass sein Kopf den Boden berührte. Dann rappelte er sich wieder auf: »Aber dies ist ein dringender Notfall! Die Gefangenen ...«

»Einen Moment«, unterbrach ihn der Mandarin, immer auf gutes Benehmen bedacht. »Miss Aylward, dies ist der Aufseher des Gefängnisses. Ehrenwerter Gouverneur, dies ist Miss Gladys Aylward, meine offizielle Fußinspektorin.«

Der Mann warf sich erneut zu Boden, dann stieß er hervor: »Die Gefangenen machen einen Aufstand! Oh! Es ist so schrecklich! Sie bringen sich gegenseitig um!«

»Warum schicken Sie nicht Ihre Soldaten, damit sie dem Ganzen ein Ende bereiten?«, fragte der Mandarin.

»Diese Häftlinge sind Mörder, Verbrecher, Diebe!«, warf der Aufseher ein und knautschte die Kappe in seinen Händen. »Wir haben nicht genug Soldaten, um den Aufstand zu beenden. Man würde sie ziemlich sicher umbringen! Kommen Sie! Kommen Sie schnell!«

Der Mandarin war verstört, rief jedoch seinen Schreiber, um sich mit ihm zu beraten. Dann eilte er in Begleitung einiger Wächter und Beamter zum Gefängnis. Da sie nicht wussten, was sie tun sollten, folgten Gladys und die Kinder ihnen nach.

Als sie in eine schmale Gasse einbogen, sah Ninepence an deren Ende die dicken Gefängnismauern.

Dahinter erscholl ein großer Lärm: ärgerliches Rufen, gellende Schreie, die einem das Blut in den Adern gefrieren ließen, und Schmerzensschreie. Ninepence klammerte sich an Gladys' Hand. Sie hatte das Gefängnis schon früher gesehen, hatte aber nie darüber nachgedacht, dass hinter diesen Mauern Menschen eingesperrt waren.

Der Mandarin und der Aufseher besprachen sich kurz mit den Gefängniswärtern, die sich ängstlich vor dem Tor versammelt hatten. Das Kreischen und Schreien hinter der Mauer machte es fast unmöglich, zu reden oder nachzudenken. Ninepence bemerkte, dass Gladys ihre Augen geschlossen hatte und stumm die Lippen bewegte. Das kleine Mädchen wusste, dass die Missionarin betete. Dann merkte sie, wie alle anderen ihre Blicke ebenfalls auf Gladys gelenkt hatten.

Der Mandarin löste sich aus der Gruppe der Beamten und Wächter und ging auf Gladys zu. »Miss Aylward«, sagte er, sein Gesicht von tiefen Sorgenfalten durchzogen. »Sie müssen hineingehen und den Aufstand beenden.«

»Ich?«, rief Gladys erstaunt. »Ich soll gehen? Was reden Sie da? Haben Sie nicht gehört, was der Gouverneur gesagt hat: dass die Gefangenen die Soldaten umbringen würden, wenn sie da hineingingen? Wenn ich da hineingehe, dann töten sie *mich!*«

Aber der Mandarin starrte Gladys mit einem seltsamen Gesichtsausdruck an. »Nein, nein! Wie sollten sie Sie töten? Sie sagen unserem Volk, dass Gott in Ihnen lebt ...«

»G-gott in mir lebt ...?«, stammelte Gladys. »Gut, ja, aber ...«

»Ich habe von den Geschichten gehört, die Sie den Maultiertreibern und dem Bergvolk erzählen, wenn Sie sie in Ihrer Rolle als offizieller Fußinspektor besuchen, nicht wahr? Geschichten über Gott, der ein großes Meer zurückhält, damit sein Volk trockenen Fußes hindurchmarschieren kann ... und wie Gott einen seiner Propheten beschützt hat, damit die Löwen ihn nicht fressen konnten. Wenn es wahr ist, was Sie erzählen, dann wird Ihr Gott Sie auch beschützen, wenn Sie in das Gefängnis gehen.«

Der Mandarin meinte es ernst. Seine Augen sahen sie flehend an.

Gladys starrte ihn mit offenem Mund an. Nipence war so erschrocken, dass ihr fast der Atem stockte. Sie wusste, dass sie in Gegenwart dieser wichtigen Männer keinesfalls etwas sagen durfte, ohne dass sie gefragt wurde. Aber in ihrem Innersten schrie sie: »Nein! Nein! Schickt meine Mutter nicht da hinein! Sie werden sie töten!«

Nach einer Zeit, die wie eine Ewigkeit erschien, schluckte Gladys Aylward und sagte leise: »Gut. Sa-

gen Sie dem Gouverneur, dass er das Tor öffnen soll ... ich werde sehen, was ich machen kann. Less, bleib bei Ninepence; bleibt zusammen, was auch passieren mag.«

Angstvoll zog Less Ninepence vom Tor fort und hielt sie mit beiden Händen fest. Entsetzt sah Ninepence, wie das große Holztor entriegelt wurde, sich einen Spaltbreit öffnete und die kleine Engländerin mit den verblichenen blauen Kleidern dahinter verschwand. Sofort wurde das Tor wieder verriegelt.

Gladys Aylward war in einem Gefängnis voller Verrückter gefangen!

Ungläubig blickte Yang auf Gladys. »Warum habt Ihr so einer riskanten Idee zugestimmt? Für eine Frau ist es schon unter normalen Umständen äußerst leichtsinnig, in ein Männergefängnis zu gehen ... aber mitten in einem Aufstand ...«

Ninepence lehnte sich an Gladys und sah in das Gesicht ihrer Adoptivmutter hinauf. »Hattest du keine Angst?«, fragte sie leise.

Gladys Aylward nahm einen weiteren beruhigenden Schluck heißen, grünen Tees. »Natürlich hatte ich Angst! Aber ... ich wusste: Wenn ich nicht hineingegangen wäre, hätte ich nicht länger Missionarin in China sein können. Ich habe den Menschen hier erzählt, dass Gott allmächtig ist, dass er sie beschützen

wird ... aber wenn ich selber nicht genug Vertrauen habe, dass er mich beschützen wird ...« Ihr versagte die Stimme.

»Aber was geschah, als sie das Tor hinter dir geschlossen hatten?«, fragte Less ängstlich. »Das Schreien war erst noch einen Moment zu hören, und dann war es ganz plötzlich still.«

Während sie redeten, wanderten Ninepences Gedanken zurück zum Morgen. Waren wirklich erst ein paar Stunden vergangen, seit sie im Haus des Mandarins waren und die Adoptionspapiere ausgefüllt hatten? Es schien ihr, als seien seither Jahre vergangen. Jetzt saßen sie auf einem der Ziegelöfen der Herberge zu den acht Glückseligkeiten, tranken Tee und berichteten Yang, was passiert war. Selbst Ninepence und Less wussten nicht genau, was sich hinter dem Gefängnistor zugetragen hatte, als es von innen klopfte und Gladys wieder herauskam.

»Nun«, meinte Gladys und fuhr mit ihrem Bericht fort, »als sich das Tor hinter mir schloss, war ich entsetzt. Zuerst konnte ich nichts sehen, denn ich stand in einer Art Tunnel, der vom Tor in den Gefängnis Hof führte. Aber am Ende dieses Tunnels sah ich Männer hin und her rennen. Sie gingen mit Schwertern und Messern aufeinander los, jagten sich und schrien wie die Irren. Ich weiß nicht mehr, wie ich durch den Tunnel gegangen bin – meine Beine zitterten ganz

fürchterlich –, aber plötzlich stand ich draußen im Sonnenlicht. Überall lagen Tote und Verwundete; der Boden war rot vom Blut. Ich sah auf ... und da! Mit hoch erhobener Axt rannte ein Riese von einem Mann direkt auf mich zu!«



Ninepence lief ein kalter Schauer den Rücken hinunter und sie bekam eine Gänsehaut.

»Ich hatte solche Angst! Ich stand da und war wie gelähmt«, fuhr Gladys fort. »Plötzlich blieb der Mann stehen, nur wenige Schritte vor mir, und hielt seine Axt in Händen, von der noch das Blut tropfte. Sobald die Gefangenen mich bemerkt hatten, hörten sie auf, einander zu jagen, und kamen einer nach dem anderen langsam auf mich zu.«

»Und was hast du dann gemacht?«, wollte Less wissen, dessen Augen so groß wie Untertassen waren.

»Ich ... nun, ich wurde verrückt! Er war einfach ein riesiger Stier, der die anderen Gefangenen mit dieser Axt in schreckliche Furcht versetzte. Ich habe dann ernst von ihm verlangt: ›Gib mir die Axt!‹.«

Yang kniff die Augen zusammen. »Ihr habt einfach gesagt: ›Gib mir die Axt!‹?!« Der alte Mann schüttelte ungläubig den Kopf.

Gladys nickte. »Und der Mann hat sie mir ganz langsam gegeben. So ... wurde ich etwas mutiger und befahl den anderen mit fester Stimme: ›Ihr Männer! Stellt euch in zwei Reihen vor mir auf!‹, und alle Männer drängelten sich in zwei Reihen vor mir. Aber ...« Gladys' Stimme versagte und sie zögerte, bevor sie weitererzählte. »Sie waren alle so dünn und ausgezehrt. Ihre Kleider waren nicht mehr als dreckige Lumpen. Ich sah den Hunger und die Not in ihren Augen.«

Ninepence rückte noch näher an Gladys. Sie erinnerte sich, wie es war, hungrig und schmutzig zu sein und zu frieren ... es war so schlimm, dass sie es aus ihrer Erinnerung verdrängt hatte.

Gladys berichtete weiter: »Ich erzählte ihnen, dass der Gefängnisaufseher mich geschickt hatte, weil er wissen wollte, warum sie so kämpften. Alles schwieg. Also sagte ich ihnen, dass sie einen aus ihren Reihen zum Sprecher bestimmen sollten. Wenig später trat ein junger Mann vor. Nachher erfuhr ich, dass er ein ehemaliger buddhistischer Priester sei, der zu acht Jahren Gefängnis verurteilt wurde, weil er Geld aus dem Tempelschatz gestohlen hatte. ›Mein Name ist Feng«, stellte er sich höflich vor. ›Wir wissen nicht mehr, wie alles angefangen hat. Aber ... wenn Männer nicht genug zu essen haben und den ganzen Tag nichts zu tun ...«

Gladys' Augen funkelten. »Kannst du das glauben, Yang? All diese Männer, eingesperrt, und nichts, womit sie sich beschäftigen können. Natürlich verwickeln sie sich dann in Schlägereien! Also habe ich Feng gesagt, wenn die Männer versprechen, sich zu vertragen und den Hof säubern und die Toten begraben, dann würde ich mich bei dem Aufseher für sie einsetzen.«

»Das hat sie getan!«, triumphierte Less fröhlich. »Als sie wieder herauskam, hat sie ein ernstes Wort mit dem Aufseher gesprochen! Sie hat ihm gesagt,

dass er Arbeit für die Männer beschaffen soll, damit sie Geld verdienen und Essen kaufen können, weil das ihre Selbstachtung stärkt.«

»Hat er zugehört?«, wollte Yang wissen.

»Das will ich hoffen«, lachte Gladys. »Ich werde Feng jeden Tag im Gefängnis besuchen, bis alle Forderungen erfüllt sind.«

Plötzlich erinnerte Ninepence sich an etwas. »Als alles vorbei war«, wandte sie sich an Yang, »gingen wir zurück zum *yamen* des Mandarins – um die Adoptionspapiere weiter auszufüllen, du weißt schon –, und als wir gingen, sagte der Gefängnisaufseher: ›Danke, Ai-weh-deh!‹«

»Das stimmt«, meinte Gladys nachdenklich. »Warum hat er mich nur so genannt? Ai-weh-deh ... Yang, weißt du, was das bedeutet?«

Ein Lächeln überzog Yangs rundes Gesicht. »Ai-weh-deh? Also, es bedeutet ›Die Tugendhafte!‹«

Die Geschichte von Gladys Aylward, die im Gefängnis von Yangcheng einen Aufstand beendet hat, verbreitete sich wie ein Lauffeuer innerhalb der Stadtmauern und entlang den Wegen der Maultierkarawanen in den Bergen. Niemand nannte die kleine englische Frau mit den chinesischen Kleidern mehr einen ›fremden Teufel‹ – und auch nicht mehr ›Gladys Aylward‹.

Wohin sie auch gingen, hörte Ninepence die Leute nur noch sagen: »Guten Morgen, Ai-weh-deh!«, oder: »Wie wäre es heute mit einem schönen Kohlkopf, Ai-weh-deh?« Selbst Yang nannte sie bei ihrem neuen Namen, wenn er an ihr herumrörgelte: »Diese Jacke ist schon ganz fadenscheinig, Ai-weh-deh! Ihr braucht eine neue, ehe der Schnee kommt!«

Jeder nannte sie so, außer Ninepence und Less. Am Abend des Tages, an dem die Adoptionspapiere unterzeichnet wurden, zupfte Ninepence schüchtern an Gladys' Ärmel. »Jetzt, wo wir adoptiert sind«, begann sie ängstlich, »können wir ...« Verlegen hielt sie inne.

Less nahm allen Mut zusammen: »Dürfen wir dich ›Mama-san‹ nennen?«

»Aber natürlich!«, stimmte Gladys freudig zu und nahm beide ganz fest in die Arme. »Jetzt seid ihr wirklich meine Kinder und nichts und niemand kann euch je von mir fortnehmen!«

REGELVERSTOß

Als es draußen immer kälter wurde und in den Bergen der erste Schnee fiel, kamen immer weniger Maultierkarawanen durch Yangcheng. Jetzt mussten Gladys, Yang und die Kinder nicht mehr so hart arbeiten, um die Herberge zu den acht Glückseligkeiten zu unterhalten ... dafür hatten sie nun genug damit zu tun, die Vorräte so zu strecken, damit sie für den Winter ausreichten. Gladys trennte einige ihrer alten englischen Wollkleider auf, um den Kindern daraus Mäntel zu nähen, die sie über ihren alten Jacken tragen konnten. Nachts schliefen sie alle nah beieinander auf den *k'angs*, um sich so warm zu halten.

Ninepence, die nun sieben Jahre alt war, war froh, als der Schnee endlich schmolz und die Frühlingssonne die Vögel und Blumen auf die Bergwiesen zurückbrachte. Die ersten Maultierkarawanen stolperten die steinigen Pfade hinauf und brachten lang ersehnten Nachschub an Stoff, Decken, Schuhen, Weizen,



Graupen, Hirse und Saatgut – und neue Gäste für die Herberge zu den acht Glückseligkeiten.

»Worüber reden sie miteinander?«, wollte Yang von Less und Ninepence wissen, die mit Tassen voll Tee und Schüsseln voll Hirsebrei für die hungrigen Maultiertreiber hin- und herliefen.

»Oh ... von Kämpfen unten im Tiefland zwischen chinesischen Kommunisten und nationalistischen Soldaten«, meinte Less und tat es mit einem Achselzucken ab.

»Nun, nun«, beruhigte Gladys sie. »Das sind doch nur Gerüchte. Soldaten finden immer einen Grund zum Kämpfen. Uns hier in den Bergen betrifft das sowieso nicht. Wir haben schon genug mit den Banditen hier oben zu tun!«

Am ersten warmen Tag kamen die Frauen von Yangcheng am Bach zusammen, der nahe beim Osttor der Stadt vorbeifloss, um auf den Steinen ihre Wäsche zu waschen und den neuesten Klatsch zu hören. Less und Ninepence halfen Gladys, all ihre Winterkleidung und die Bettwäsche zum Bach zu schleppen. Sie brachten den ganzen Morgen damit zu, die schmutzigen Sachen in das eiskalte Wasser zu tauchen, um sie danach mit einem Holzknüppel auf den Felsen auszuklopfen.

»Ai-weh-deh, hast du schon gehört?«, fragte die Frau, die neben ihnen mit einem schlafenden Baby auf dem Rücken ihre Wäsche auswring. »Mein Mann ist

mit einer der Maultierkarawanen nach Tsehchow gezogen, weil er dort etwas zu erledigen hatte. Und er hat erzählt, dass japanische Soldaten über die Grenze nach China eingedrungen sind.«

»Die Japaner?«, mischte sich eine andere Frau ein. »Ich habe schreckliche Sachen über sie gehört! Vielleicht sollten wir unsere Familien weiter oben in den Bergen in Sicherheit bringen?«

»Hah!«, rief eine andere Zuhörerinnen dazwischen. »Japan ist doch nur ein kleiner Fußnagel im Vergleich zu unserem riesigen China! Und wer fürchtet sich schon vor einem Fußnagel?!«

»Wir sollten nichts überstürzen«, mahnte Gladys. »Das letzte Stück meiner Reise nach China habe ich auf einem japanischen Schiff zurückgelegt. Und ich muss sagen, dass die Japaner alle sehr freundlich und höflich waren. Sollte irgendeine Gefahr drohen, wird der Mandarin es uns wissen lassen.«

Ninepence langweilte das Gerede der Erwachsenen. Sie bat um Erlaubnis, spielen zu gehen. Gladys nickte geistesabwesend.

Eine Zeit lang spielten Ninepence und Less Fangen mit einigen anderen Kindern. Dabei hüpfen sie von Stein zu Stein am Bachlauf entlang. Plötzlich bemerkten sie ein kleines Kind von etwa zwei Jahren, das weinend auf einem Stein saß. Es war ganz allein.

»Warum weint der Kleine denn?«, fragte Ninepence besorgt und hielt Less am Ärmel.

»Er wird seine Mutter verloren haben. Komm!«, meinte Less und kletterte zu dem Kleinen hinüber. »Wir wollen ihm helfen, dass er sie wiederfindet.«

Ninepence putzte dem Jungen mit ihrem Taschentuch die Nase. Dann hob Less ihn hoch und trug ihn von Frau zu Frau am Bach entlang und fragte jede: »Kennst du dieses Kind? Weißt du, wer seine Mutter ist?«

Die Frauen zogen die Schultern hoch oder schüttelten den Kopf. Niemand hatte das Kind vorher gesehen.

»Seine Mutter *muss* doch hier sein«, meinte Less ungeduldig und setzte den Kleinen auf den Boden, denn für einen Zehnjährigen war er ganz schön schwer zu tragen. »Er ist doch nicht einfach aus dem Boden gewachsen.«

»Vielleicht hat er keine Mutter«, überlegte Ninepence.

»Natürlich hat er eine!«, sagte Less. »Komm, wir wollen ihn zu unserer Mutter bringen. Sie wird wissen, was zu tun ist.« Sie nahmen jeder eine Hand des Kindes und machten sich auf, um Gladys zu suchen, die gerade die saubere Wäsche zu einem nassen Bündel zusammenrollte.

Gladys sah sie kommen. »Was macht ihr denn mit dem Kind?«, rief sie ihnen entgegen. »Bringt es sofort zurück zu seiner Mutter!«

»Aber das ist es ja gerade«, meinte Less. »Wir haben seine Mutter gesucht, aber niemand weiß, zu wem der kleine Kerl gehört.«

»Nun ... vielleicht ist er aus der Stadt hierher gelaufen. Es wird sicher bald jemand kommen und ihn suchen.«

»Und wenn niemand kommt, nehmen wir ihn dann mit?«, fragte Ninepence voller Hoffnung.

»Auf gar keinen Fall!«, entrüstete sich Gladys, wobei sie mit dem schweren Wäschebündel das Ufer hinaufkletterte. »Man würde uns des Kindesraubs beschuldigen! Kommt ... irgendwie werden wir seine Eltern schon finden.«

Aber obwohl sie jeden fragten, der ihnen begegnete, vermisste niemand ein kleines Kind. Schließlich bat Gladys den Mandarin um Hilfe. Dieser schickte einen Ausrufer, der in allen Straßen von Yangcheng mit lauter Stimme verkündete, dass man ein Kind gefunden hatte. Aber niemand meldete sich.

Als das alles vergeblich war, nahmen Gladys und die Kinder den kleinen Jungen mit zur Herberge zu den acht Glückseligkeiten. Ninepence erbat sich etwas Hirsebrei von Yang und löffelte ihn in den hungrigen Mund des Kleinen, wobei sie beruhigend auf

ihn einredete: »Das macht dein Bäuchlein voll, bao-bao ...«

»Ich glaube, dass Bao-Bao für immer bei uns bleiben möchte«, meinte Yang, der zusah, wie Ninepence das Kind fütterte.

»Bao-Bao?«, fragte Gladys erstaunt. »Was bedeutet das?«

»Ach, das bedeutet ›Kleiner Schatz‹«, grinste Yang.

Ninepence trat aus dem Stall, wo sie Less dabei geholfen hatte, frisches Stroh für die Maultiere auszustreuen, als sie überrascht bemerkte, dass der Mandarin persönlich in ihrem Hof stand.

»Aber, Exzellenz«, protestierte Gladys, den kleinen Bao-Bao auf der Hüfte tragend, »wie Sie sehen, ist meine Familie gewachsen ... und dieser Kleine ist doch fast noch ein Baby. Ich kann jetzt unmöglich gehen und die Bergdörfer besuchen.«

Der Mandarin beugte respektvoll seinen Kopf. »Ich verstehe, Ai-weh-deh. Aber die nationalistische Regierung wird langsam ungeduldig. Sie wollen endlich wissen, ob ihr Verbot, die Füße zu binden, in dieser Region befolgt wird. Und mir ist zu Ohren gekommen, dass sich ein bestimmtes Dorf dieser Regelung widersetzt. Ihr müsst gehen und das Gesetz durchsetzen.«

»Aber ...«

»Ihr seid die Einzige, die das kann, Ai-weh-deh«, sagte der Mandarin ernst. »Das kann nur eine Frau – eine Frau, deren Füße nicht verkrüppelt sind. Und jetzt, wo Ihr chinesische Staatsbürgerin seid, sprecht Ihr nicht nur mit meiner Autorität, sondern mit der Autorität ganz Chinas!«

Ninepence stupste Less an und grinste. Sie waren an jenem Tag so stolz auf ihre Mutter gewesen, dass sie die chinesische Staatsbürgerschaft angenommen hatte – an dem Tag, als sie Bao-Bao adoptierte.

»Aber ...«

»Ich werde Euch ein weiteres Maultier besorgen. Dann könnt Ihr den Kleinen mitnehmen und«, dabei nickte er Ninepence zu, »die Hilfe einer Mutter.« Dann blickte er an Ninepence herab und sah ihre Füße. »Zumal die nicht-gebundenen Füße dieser jungen Dame ein gutes Beispiel sein werden.«

Alles Protestieren half nichts. Befehl war Befehl. Ninepence kam sich sehr erwachsen vor, als sie ein paar Tage später auf dem großen Maultier saß, das schwankend den steinigen Pfad hinauftrabte. Gladys und Bao-Bao ritten vor ihnen her. Drei Soldaten, die die Maultiere führten, marschierten zum Schutz vor Banditen mit ihnen. Yang und Less blieben daheim in der Herberge zu den acht Glückseligkeiten, wo sie sich um die durchreisenden Maultiertreiber kümmerten.



Als sie am späten Nachmittag hoch oben im Gebirgsdorf ankamen, begann Gladys sogleich mit der Arbeit. Sie rief die Dorfbewohner zusammen, las ihnen den Befehl des Mandarins vor und verlangte, alle Mädchen unter zwölf Jahren zu sehen. Die Mütter und Väter waren zuerst recht mürrisch, gehorchten dann aber missmutig, als die Soldaten ihnen klargemacht hatten, dass sie keine andere Wahl hätten. Gladys zeigte ihnen dann, wie sie die Füße ihrer kleinen Mädchen ganz langsam von den schmerzhaften Bandagen befreien sollten, um danach die kleinen verformten Zehen zu baden und zu massieren. Ninepence spielte mit Bao-Bao, damit Gladys ungestört arbeiten konnte ... aber als Gladys sie rief, weil sie den Dorfbewohnern ihre starken, gesunden Füße zeigen sollte, schritt sie voller Stolz vor ihnen auf und ab.

Als die Dämmerung hereinbrach, ging Gladys von Tür zu Tür, klopfte überall an, um sich zu vergewissern, dass auch kein Mädchen übersehen worden war. Bei einem Haus trafen sie auf eine grimmige Dorfbewohnerin, die sie nur anstarrte, aber nicht in ihr Haus hineinließ.

»Mein Herr ist nicht zu Hause. Ich kann euch nicht hereinlassen«, meinte sie stur. »Er hat mir strenge Anweisungen gegeben. Er ...«

»Wie ist Ihr Name, Mrs. -?«, fragte Gladys höflich.

»Mrs. Cheng. Ich bin die Haushälterin hier. Ihr dürft nicht hinein.«

»Nun, Mrs. Cheng«, meinte Gladys, »ich habe Anweisungen vom Mandarin ...«

Aber bevor sie die Frau höflich überzeugen konnte, sie ins Haus zu lassen, schoben die Soldaten sie beiseite und drangen ein.

»Raus! Raus mit euch!«, schrie die Frau. »Ihr habt kein Recht ...«

»Mama-san, sieh nur!«, rief Ninepence, die Bao-Bao auf ihrer Hüfte trug und ihn mit einer Hand hielt. Mit der anderen zeigte sie in eine Ecke des Hauses.

Da, auf einer Strohmatten, lag ein kleines Mädchen von etwa vier Jahren. Es nuckelte am Daumen und wimmerte – seine Füße waren nach der Tradition fest umwickelt.

»Gut, gut ... hier ist ein kleines Mädchen«, lenkte Mrs. Cheng ein. »Aber sie gehört nicht mir ... sie gehört meinem Herrn! Er wird sehr ärgerlich werden, wenn Ihr die Füße losbindet!«

»Ruhig ... wir müssen es tun«, sagte Gladys, kniete sich neben die Kleine auf den Boden und begann langsam mit der schmerzvollen Prozedur. »So ist das Gesetz.«

Anstatt ängstlich zu schreien, wie die meisten Mädchen es getan hatten, wenn Gladys ihre Bandagen löste, fügte sie sich demütig und lächelte sogar noch Ninepence zu.

»Wie heißt du?«, fragte Gladys sanft, während sie den zweiten Fuß loswickelte und die verkrümmten Zehen massierte.

»Tiger Lily«, flüsterte das Mädchen.

»Man spricht nicht zu Fremden!«, schrie Mrs. Cheng, die wütend im Zimmer auf und ab schritt. »Du kennst doch die Regeln!«

Aber Tiger Lily sah Gladys, Ninepence und Bao-Bao mit bittenden Augen an: »Wirst du auch die Füße von Precious Pearl losbinden?«, fragte sie schüchtern. »Und Jade Lily ... und Glorious Ruby ... und Chrystal?«

»Was?«, rief Gladys erstaunt. Sie wirbelte herum und fuhr Mrs. Cheng an. »Es sind noch mehr Kinder hier! Wo sind sie, du böse Frau? Sag es sofort, oder ich lasse dich ins Gefängnis werfen!«

Wieder warteten die Soldaten nicht ab. Sie durchsuchten das Haus und fanden noch vier weitere kleine Mädchen, alle im Alter von Tiger Lily, die in einem Hinterzimmer eingesperrt waren.

Ninepence war verwirrt. Wie konnte eine Familie so viele Kinder im selben Alter haben? Gladys jedoch hatte alles durchschaut; sie war schrecklich wütend!

»Euer Herr ist nicht der Vater dieser Kinder!«, schrie sie Mrs. Cheng an. »Wer sind sie? Warum sind sie hier?«

Ängstlich gab Mrs. Cheng zu, dass ihr Herr alle fünf Mädchen von Familien gekauft hatte, die sie nicht

wollten, und dass er sie zu einem guten Preis an Ehemänner oder Bordelle weiterverkaufen würde, sobald ihre Füße »fertig« wären.

Jetzt war es Gladys Aylward, die wütend im Zimmer auf und ab schritt. Die fünf kleinen Mädchen saßen schweigend und ängstlich in der Ecke. Bao-Bao fing an zu weinen.

Gladys blieb stehen. »Wir werden heute Nacht hierbleiben«, ließ sie die anderen wissen. »Morgen früh beim ersten Tageslicht werde ich alle fünf Mädchen mit nach Yangcheng nehmen. Wenn wir sie hier zurückließen, würde man ihre Füße wieder binden und sie als Sklaven verkaufen. Das werde ich nicht zulassen! Ich habe mich entschieden.«

Am nächsten Morgen schlängelte sich eine seltsame Prozession den Bergpfad vom Dorf hinab. Vorn ging ein Soldat, der Gladys Aylwards Maultier führte; darauf saßen Gladys, Bao-Bao, Precious Pearl und Glorious Ruby. Danach kam der zweite Soldat, der das Maultier führte, das Ninepence, Tiger Lily, Jade Lily und Chrystal trug. Am Schluss ging der dritte Soldat mit der Waffe im Anschlag, um sie vor Banditen zu schützen.

Doch kaum hatten sie das Dorf aus den Augen verloren, als ihnen jemand auf dem Pfad hinterherrannte und rief: »Wartet! Wartet!« Ninepence drehte sich um und sah die einsame Figur einer Frau, die ihnen auf

ihren kleinen Füßen hinterherhumpelte. Die Soldaten zuckten nur mit den Schultern und hielten nicht an. Aber als der Weg eine scharfe Kurve machte, rutschte die Frau einfach den Abhang hinab und landete so direkt neben dem Treck.

Es war Mrs. Cheng.

»Ai-weh-deh! Ai-weh-deh!«, jammerte sie und zog an Gladys' Hosenbein. »Nehmt mich mit! Wenn mein Herr zurückkommt und die Mädchen nicht mehr da sind, wird er mich schlagen ... oder er bringt mich um! Bitte nehmt mich mit!«

Gladys blickte zu den Mädchen, dann zu den Soldaten. Niemand sagte ein Wort oder machte eine Geste, die ›Ja‹ oder ›Nein‹ bedeutet hätte.

Gladys seufzte. »In Ordnung«, willigte sie ein. »Aber ... es tut mir leid, Mrs. Cheng. Die Maultiere sind alle besetzt. Ihr werdet nach Yangcheng laufen müssen.«

DER FREMDE MANN

Ninepence war ganz aufgeregt: Über Nacht war sie die ›große Schwester‹ für fünf kleine Mädchen geworden, die ihr wie kleine Küken überallhin folgten. Zuerst hatte sie gar nicht bemerkt, dass Less bei der Ankunft von Mrs. Cheng und den vier- und fünfjährigen Kindern immer mürrischer geworden war. Aber als er am nächsten Tag für mehrere Stunden verschwand, machte sich Ninepence auf die Suche nach ihm.

Sie fand ihn schmollend im Stall. »Was hast du?«, fragte sie besorgt. »Freust du dich nicht, dass Tiger Lily und die anderen Mädchen jetzt bei Ai-weh-deh in Sicherheit sind?«

Less stieß mit dem Fuß ins Stroh. »Ach, ja, ich denke, aber ...« Er sah ziemlich unglücklich aus. »Aber ... du hast jetzt viele Freundinnen und ich habe niemanden ... außer Bao-Bao. Aber der ist ja fast noch ein Baby.«



Ninepence nahm seine Hand. »Du darfst nicht traurig sein«, tröstete sie den Jungen. »Du bist mein lieber adoptierter Bruder – du und Bao-Bao. Du wirst immer mein bester Freund sein.«

Zweifelnd sah Less sie an. »Wirklich?«

»Wirklich! Aber komm jetzt«, sagte sie und zog ihn dabei am Ärmel. »Wir sollten jetzt unserer Mutter helfen, die Füße der Kleinen zu massieren, damit sie stark und kräftig werden – wie meine!«

Mit acht Kindern, die in jenem Jahr im Hof der Herberge umherliefen, wurde das Leben dort laut und lebhaft – und voll von kleinen Freuden und Problemen – Fangen und Bockspringen ... ständig laufende Nasen ... endlos Jacken und Hosen waschen und flicken ... Beschwerden von Yang, weil das Spülwasserbassin nicht ausgeleert oder die Schüsseln und Teetassen nicht weggeräumt waren ... Picknick in den Bergen ... nicht enden wollende spannende Bibeldichten von Gladys zur Schlafenszeit ... dann das Lauschen an den Ritzen im Boden, wenn Gladys den Maultiertreibern dieselben Geschichten erzählte (und man annahm, dass die Kinder längst schliefen).

Mrs. Cheng blieb für einige Wochen bei ihnen, aber sie hatte Angst, dass ihr Herr sie finden und womöglich schlagen würde. Eines Tages war sie dann einfach

verschwunden. Tiger Lily flüsterte Ninepence zu, wie froh sie war, dass Mrs. Cheng fort war. »Sie hat uns immer geschlagen. Der einzige Grund, dass sie es hier nicht getan hat, war Ai-weh-deh. Sie fürchtete sich vor ihr.«

»Sie fürchtete sich?«, fragte Ninepence erstaunt. Wie konnte sich jemand vor ihrer guten Mama-san fürchten, die nur etwa 1,50 Meter groß war?

»Oh, ja!«, bekräftigte Tiger Lily. »Jeder in den Bergen weiß schließlich, dass Ai-weh-deh hundert Mörder mit Äxten besiegt hat, und das, obwohl ihr eine Hand auf den Rücken gebunden war.«

Als Ninepence Less erzählte, was Tiger Lily gesagt hatte, konnten sie sich vor Lachen kaum noch halten – und beschlossen, es niemandem weiterzusagen. Wenn Ai-weh-deh wüsste, was die Leute sagten, würde sie keine Zeit verlieren und die Sache richtigstellen ... aber Ninepence und Less dachten, dass dieses Gerücht vielleicht Räuber davon abhalten könnte, über Ai-weh-deh herzufallen, wenn sie wieder einmal in ihrer Rolle als offizieller Fußinspektor in den Bergdörfern unterwegs war.

Als die zwei ältesten Kinder wurden Less und Ninepence oft zum Markt geschickt, um etwas zu besorgen oder eine Nachricht zu überbringen. Als der Frühling in den Sommer übergang und der Sommer in den Herbst, bemerkten sie, dass immer häufiger Offiziere der na-

tionalistischen Armee auf ihren großen, starken Pferden durch Yangcheng ritten. Manchmal blieben sogar zwei oder drei von ihnen über Nacht in der Herberge zu den acht Glückseligkeiten. Aber meistens hatten sie etwas mit dem Mandarin und seinen Beamten zu besprechen oder waren auf dem Weg über die Berge nach Sian in der nächsten Provinz. Sie blieben nie länger als ein paar Tage und zogen dann weiter.

Eines Tages im Spätherbst kam Gladys leicht errötet im Gesicht und etwas verstört von einem Besuch beim Mandarin heim. »Heute habe ich einen sehr interessanten Offizier im *yamen* getroffen«, sagte sie zu Yang und den Kindern, während sie ihr Abendessen einnahmen, das aus Nudelstreifen, Hühnchen und Gemüse bestand. »Sein Name ist Colonel Linnan – ich glaube, er ist Nachrichtenoffizier in General Chiang Kai-sheks nationalistischer Armee. Seltsam ... er ist ein sehr gebildeter Mann, bewandert in Philosophie, spricht das klassische Mandarin-Chinesisch ... wir hatten eine sehr interessante Unterhaltung! Zu traurig, dass er bei der Armee gelandet ist.«

Aber Gladys hatte zu viel im Kopf, um interessanten Armeeeoffizieren viel Aufmerksamkeit zu schenken. Der Winter 1935/36 war, wie Yang meinte, ein ›Drei-Jacken-Winter‹, der Yangcheng monatelang unter Schnee begrub. Die bittere Kälte kroch durch die zugeige alte Herberge. Nachts kuschelten sie sich alle auf

den warmen Ziegel-*k'angs* zusammen und waren dankbar, dass der tiefe Schnee zumindest bedeutete, dass kein Maultiertreiber die Herberge besuchen würde.

Aber Ninepence und Less wussten, dass Gladys und Yang sich Sorgen machten, ob ihr Vorrat an Kohle und Nahrung für den Winter ausreichen würde. Gemüse, Eier und das gelegentliche Hühnchen waren bald nur noch Erinnerung. Im Januar servierte Yang Brot, Kartoffeln und Hirsebrei zum Frühstück und zum Abendessen. Dennoch brachte Gladys den Kindern ein Danklied bei, das sie vor jeder kargen Mahlzeit sangen:

<i>Count your blessings,</i>	<i>Zähl die Segenstaten,</i>
<i>Name them one by one,</i>	<i>Nenne jede beim Namen,</i>
<i>Count your many blessings,</i>	<i>Zähl die Segenstaten,</i>
<i>See what God has done.</i>	<i>Sieh, was Gott getan hat.</i>

Als der Schnee schließlich zu tauen begann, hüpfen die Kinder fröhlich in den Pfützen im Hof.

»Seht her! Seht doch nur!«, rief Glorious Ruby. »Da ist ein roter Vogel – da! Auf der Hofmauer!«

»Ich habe ihn zuerst gesehen ... nicht wahr, Ninepence?«, nörgelte Precious Pearl.

»Chrystal! Jade Lily! Zieht sofort eure Mäntel an!«, schimpfte Less, der nun elf Jahre alt war und seine Rolle als ›großer Bruder‹ sehr ernst nahm.

»Ah, die süßen Klänge des Frühlings!«, neckte Yang aus der Tür heraus, als Ai-weh-deh zusah, wie die acht Kinder sich im matschigen Schnee kugelten und dabei tropfnass wurden. Hilflos verdrehte sie die Augen.

Dann eines Tages, als der Schnee weiter geschmolzen war, hatte Less wirkliche Neuigkeiten. »Mama-san! Ninepence! Yang! Kommt schnell! Eine Maultierkarawane kommt über den Berg!«

Ai-weh-deh und die Kinder rannten in den Hof hinaus und blickten in die Richtung, in die Less zeigte – nicht hinunter ins Tal, wo man gewöhnlich die ersten Karawanen ausmachen konnte, die von Tsehchow her kamen, sondern hinauf zu den felsigen Pfaden, die von der anderen Seite der Berge kamen, aus der Richtung des Gelben Flusses. Eine lange Reihe schwarzer Punkte schien sich den Berghang hinunterzubewegen. Aber irgendetwas war seltsam bei dieser Karawane ...

Als die schwarzen Punkte größer wurden, merkten die Bewohner von Yangcheng, dass es gar keine Maultierkarawane war: Männer, Frauen und Kinder – viele, viele Kinder – wankten, mit schweren Bündeln beladen, erschöpft in die Straßen der Stadt. Less, der herausfinden sollte, was los war, kam mit üblen Neuigkeiten zurück.

»Durch die Schneeschmelze ist der Gelbe Fluss über die Ufer getreten und hat alles überschwemmt.



All diese Menschen haben ihre Bauernhöfe und Dörfer verloren und ... ganz viele sind auch ertrunken.«

In diesem Augenblick hörte man ein Klopfen am Hoftor. Ai-weh-deh sah Yang an. Ninepence wusste, was ihre Adoptivmutter dachte. All diese Flüchtlinge brauchten einen Platz, wo sie bleiben konnten ... aber wie sollten sie noch mehr hungrige Mäuler stopfen, wenn die Maultierkarawanen aus Tsehchow, die neue Vorräte bringen sollten, noch nicht eingetroffen waren? Seufzend ging Ai-weh-deh zum Tor und stieß es auf.

»*Lai-lai-lai!*«, rief sie. »Kommt, kommt, kommt! Ihr könnt hier übernachten. Wir haben viel Platz ... *Lai-lai-lai!*«

Alle Herbergen in Yangcheng waren in dieser Nacht besetzt; viele Bewohner nahmen zudem noch Flüchtlinge in ihre Häuser auf. Schon nach ein paar Tagen waren viele von ihnen weitergezogen, um bei Verwandten unterzukommen, die in anderen Städten und Dörfern lebten. Einige hatten auch provisorische Hütten vor der Stadtmauer errichtet, bis sie eine Arbeit und ein Haus in der Stadt fanden. Der Mandarin hielt Krisensitzungen mit den Beamten der Stadt ab, wie man die verbleibenden Flüchtlinge mit Nahrung versorgen könnte ... und all jene, die noch über die Berge kamen. Aber selbst wenn die Hirse- und Weizenrationen mit den Neuankömmlingen geteilt würden, so gab

es noch ein weiteres Problem: Was sollte mit den Kindern geschehen, die ihre Eltern durch die Flut verloren hatten?

Der Mandarin schickte einen Boten zu Ai-weh-deh und ließ ihr ausrichten, dass sie zum *yamen* kommen sollte. Als sie zurückkam, setzte sie sich erschöpft hin und ließ ihre Blicke über die acht Kinder schweifen: drei adoptierte und fünf Waisen. Bao-Bao kletterte auf ihren Schoß und steckte den Daumen in den Mund.

»Nun?«, meinte Yang und stämmte die Hände in die Hüften.

Ai-weh-deh seufzte. »Es sind sechzehn Kinder im *yamen* ... Waisen der Flut vom Gelben Fluss. Der Mandarin fragte mich ...« Ihre Stimme versagte.

Es war ganz still. Die Kinder sahen sich an. Chrystal, die mit fünf Jahren die jüngste der fünf Waisen war, meinte schüchtern: »Ai-weh-deh, ich werde etwas weniger essen ...«

»Ich auch!«, stimmte eines nach dem anderen ihr zu.

Less nickte. »Wir werden alle teilen ... so, wie der Junge in der Bibel, der Jesus sein Essen gegeben hat!«

»Und außerdem, Mama-san«, kicherte Ninepence, »sechzehn sind gar nicht so viele ... viel weniger als die fünftausend, die Jesus mit nur einer Mahlzeit satt bekommen hat.«

Ai-weh-deh gab sich kläglich lächelnd geschlagen.
»Was soll ich da noch sagen? Seht euch den Glauben der Kinder an!«

Also war es entschieden. Bald hallte das Geschrei, das Lachen und das Weinen von vierundzwanzig Kindern im Alter von zwei bis fünfzehn Jahren durch die Herberge zu den acht Glückseligkeiten. Der Mandarin quetschte noch etwas Geld aus dem Schatz des *yamen*, damit den Waisen geholfen werden konnte; einige Bauern aus der Umgebung von Yangcheng »verloren« einen Sack Weizen oder einen Korb Eier vor dem Tor; und als die Maultierkarawanen wieder über die Berge zogen, beladen mit Vorräten zum Verkauf, »vergaßen« einige der Männer, die in der Herberge zu den acht Glückseligkeiten übernachteten, einen Ballen Stoff oder einige warme Decken.

»Seht ihr, wie Gott für uns sorgt?«, staunte Ai-weh-deh eines Tages mit den Kindern, als Yang vom Markt nach Hause kam und wieder einmal einen Korb mit Gemüse, das schon leicht verwelkt war, mitbrachte. Ein Händler hatte ihn für »Ai-weh-dehs Waisen« beiseitegestellt. »Jetzt müssen wir für eine Schule beten, denn ich kann unmöglich einem jeden von euch das Lesen und Schreiben der chinesischen Schrift selber beibringen!«

Ninepence ging mit dem fünfjährigen Bao-Bao auf dem Rücken durch die Straßen von Yangcheng. Sie war auf dem Weg zum Gefängnis. Es war nun fast zwei Jahre her, dass der Gefängnisaufseher Ai-weh-deh angeboten hatte, bei der Gründung einer Schule behilflich zu sein. »Ich habe drei Kinder«, erklärte er Ai-weh-deh, »und es gibt hier in Yangcheng noch andere Eltern, die ihre Kinder gerne zur Schule schicken würden, weil sie ihnen zu Hause nicht so viel beibringen können. Wenn sich nun alle Eltern zusammenschließen und jeder etwas bezahlt, könnten wir einen Lehrer mieten!«

Gerüchte über vorrückende japanische Soldaten sowie Berichte von Kämpfen zwischen chinesischen Nationalisten und Kommunisten machten immer mehr die Runde. Eines Tages marschierte eine ganze Kompanie chinesischer kommunistischer Soldaten in Yangcheng ein. Jeder blickte sich um und wunderte sich über das plötzliche Verschwinden der nationalistischen Soldaten, an deren Anblick man sich bereits gewöhnt hatte. Aber nach drei Tagen zogen die Kommunisten weiter und das Leben in Yangcheng ging trotz der Unterbrechung wieder seinen gewohnten Gang.

Es war wieder Frühling, 1938; Ninepence war zehn Jahre alt, Less dreizehn. Einige Waisen der Überschwemmung des Gelben Flusses waren von besorg-

ten Verwandten ausfindig gemacht worden und lebten nun bei Onkeln, Tanten oder Großeltern ... aber irgendwie hatten einige zerlumpete Jungen und ungewollte Mädchen ihren Weg in die Herberge zu den acht Glückseligkeiten gefunden und ihren Platz ersetzt. So waren es immer noch etwa fünfundzwanzig Jungen und Mädchen, die von der Herberge zur Schule des Aufsehers in der Nähe des Gefängnisses zogen.

Eines Tages, als die laut schwatzende Gruppe der Kinder sich dem alten Wachhaus näherte, aus dem der Gefängnisaufseher ein Schulhaus hatte bauen lassen, hatte Ninepence ein komisches Gefühl. Seit zwei Tagen schon hatte sie einen fremden Mann nach Schulschluss auf der Straße gesehen, der sie zu beobachten schien.

Mit Bao-Bao auf dem Rücken fühlte sie sich jedoch etwas sicherer. Mit fünf Jahren war ihr kleiner Bruder längst alt genug, um selber zur Schule zu gehen. Aber wenn sie ihn huckepack nahm, quietschte er stets vor Vergnügen. Als sie um die letzte Ecke bog, griff sie seine Beine fester ... und war umso mehr erleichtert, als sie sah, dass der Fremde nicht da war.

»Wie konnte ich nur so dumm sein!«, schalt sie sich im Stillen, während Bao-Bao auf den Boden rutschte. »Warte hier nach der Schule auf mich!«, rief sie ihm noch nach, als er mit den jüngeren Kindern in den Hof rannte.

Nach der Schule wartete Bao-Bao am Tor, als sie herauskam. »Komm ... komm doch schon!«, zog er sie jammernd an der Hand. »Ich will nach Hause und etwas zu essen!«

»Warte noch einen Moment«, meinte Ninepence. »Less ist noch nicht da. Ich möchte auf ihn und Tiger Lily warten.«

Bao-Bao plumpste auf die staubige Straße. Ninepence lehnte am Tor und hielt vergeblich Ausschau, während der Kleine Kiesel aufsuchte und sie gegen die Schulmauer warf. Sie wünschte, Less würde sich beeilen. Der Unterricht war langweilig gewesen ... wer interessierte sich schon für die Ming-Dynastie, die China vor Hunderten von Jahren beherrscht hatte? Sie wollte auch nach Hause gehen.

In diesem Moment fühlte sie jemanden nach ihrem Arm greifen. »Oh, gut«, sagte sie. »Da bist du ja endlich, Less ...«

Sie sah auf – direkt in das Gesicht des fremden Mannes!

AUS DER VERGANGENHEIT

Lasst mich los!«, schrie Ninepence und versuchte, ihren Arm wegzuziehen.

»Keine Angst, Mei-en«, sagte der Mann grinsend.
»Ich will nur mit dir reden.«

Ninepence hatte Angst. Niemand hatte sie *Mei-en* genannt, seit ... seit sie bei Ai-weh-deh lebte. Woher wusste dieser Fremde ihren alten Namen? Ihr Instinkt sagte ihr, einfach wegzurennen ... aber sie konnte Bao-Bao doch nicht einfach allein lassen.

»Ich will nicht mit Euch reden!«, stieß sie hervor und zog Bao-Bao an seinem Kragen auf die Füße hoch.

Genau in diesem Augenblick schob sich Less zwischen Ninepence und den fremden Mann. »Was wollt Ihr?«, fragte er. »Lasst meine Schwester in Ruhe!«

»Deine *Schwester*?«, lachte der Mann. »Das glaubst auch nur du. Halt den Mund, Junge – ich will mit Mei-en reden.«

»Ninepence ... Bao-Bao ... wir gehen sofort nach Hause!«, befahl Less, nahm die beiden an die Hand und zog sie mit sich die Straße hinunter.

Ninepences Herz klopfte zum Zerspringen. Less ging schnell. Den jammernden Bao-Bao hatte er praktischerweise hochgehoben. Verfolgte der Mann sie? An

der Ecke riskierte er einen Blick über die Schulter. Der Mann stand immer noch beim Schultor und sah ihnen mit einem sauren Gesicht hinterher.

Als die Kinder in die Herberge zu den acht Glückseligkeiten stürmten, sahen sie, dass Ai-weh-deh gerade mit Colonel Linnan, dem gut aussehenden nationalistischen Nachrichtenoffizier, der sie öfter besuchte, Tee trank. Als sie ihre erschrockenen Gesichter erblickte, fragte sie sogleich: »Less ... Ninepence ... was ist passiert? Ist etwas mit einem der Kinder?«

Less und Ninepence begannen beide gleichzeitig, die Geschichte zu erzählen. Der kleine Bao-Bao zog dabei an Ai-weh-dehs Ärmel und jammerte: »Mama, ich habe Hunger!«

Gleich darauf kamen die anderen Kinder lärmend ins Haus und wurden sogleich von Yang abgefangen und zu ihren Aufgaben geschickt. Bao-Bao schließlich wurde mit einer Handvoll Erdnüssen vertröstet, die Colonel Linnan ihm gab. Less hingegen fragte ärgerlich: »Warum hat dieser Mann Ninepence *Mei-en* genannt? Warum hat er das getan?«

»Nun«, sagte Ai-weh-deh langsam und legte den Arm um Ninepences Schulter, »*Mei-en* ist ihr



richtiger Name ... er steht in ihren Adoptionspapieren, so wie dein richtiger Name – Sheng-Li – in deinen Adoptionspapieren steht, Less. Aber ... aber ...« Ai-weh-deh schickte einen besorgten Blick zu Colonel Linnan. »Könnte es jemand sein, der Ninepence schon vorher kannte ... bevor ich sie fand?«

»*Mei-en*, ›Schöne Anmut‹«, murmelte der Colonel. »Diesen Mann ... hast du ihn schon einmal gesehen, Ninepence?«

Weinend schüttelte Ninepence den Kopf. »Nur vor zwei Tagen habe ich ihn gesehen, wie er vor der Schule stand und mich anstarrte.«

Ai-weh-deh war entsetzt. »Colonel«, meinte sie, »kann man ihn nicht verhaften? Jetzt gleich ... bevor noch etwas Schlimmeres passiert?«

Colonel Linnan schüttelte nachdenklich den Kopf. »Alles, was wir haben, sind die Worte der Kinder. Man müsste ihn auf frischer Tat ertappen, ehe er ins Gefängnis kann.«

»Auf frischer Tat?«, rief Ai-weh-deh. »Aber ... wie?«

»Nun ja, also«, sagte Colonel Linnan ruhig, »ich denke, ich habe da einen Plan ...«

Ninepence zitterten die Knie, als sie, Less und die anderen Kinder aus der Herberge zu den acht Glückseligkeiten am nächsten Morgen zur Schule gingen.

Aus den Augenwinkeln sah sie einen Mann langsam neben ihnen hergehen. Der Schatten eines großen Strohhuts verdeckte sein Gesicht und eine lange Stange mit zwei schweren Marktkörben daran beugten seine Schultern. Nur sie selbst, Less und Ai-weh-deh wussten, dass es Colonel Linnan war, der sich verkleidet hatte.

Ninepence blickte sich ängstlich um, konnte den fremden Mann aber nirgendwo entdecken. Sie ging schnell in die Schule, konnte aber dem Unterricht kaum folgen. Als der Lehrer sie aufrief und fragte, wie es im Jahr 1644 zum Ende der Ming-Dynastie kam, konnte sie nur dumm auf ihre Füße blicken.

Endlich war der lange Schultag vorbei. Wieder zitterten ihre Knie, als sie nach draußen trat. Sie versuchte sich zu erinnern, was Colonel Linnan ihr gesagt hatte ... sie sollte am Tor stehen bleiben und so tun, als ob sie auf die anderen Kinder warten würde, damit der fremde Mann die Möglichkeit hätte, sich ihr wieder zu nähern.

Aber Ninepence hatte Angst! Sie konnte den Mann mit dem Strohhut und der Stange über den Schultern nicht sehen ... was, wenn der Fremde kam und Colonel Linnan nicht da wäre, um ihr zu helfen?

Immer mehr Kinder strömten aus dem Schultor. Ninepence wurde von den lachenden und schwatzenden Kindern angerempelt, als diese hinaus auf die



Straße liefen. Versehentlich wurden ihr die Schulbücher aus der Hand geschlagen; sie bückte sich, um sie wieder aufzuheben.

Im selben Moment wurde sie hochgerissen und weggezogen – von dem Fremden! Voller Angst schrie sie: »Lasst mich los! Lasst mich los!«

Da durchschnitt ein anderer Schrei die Luft. Scheinbar aus dem Nichts warf sich Less auf den fremden Mann, schlug ihn mit den Fäusten und trat mit den Füßen auf ihn ein. »Lasst sie los!«, schrie er, wobei er dem Fremden an den Haaren zog und ihn festhielt.

Aber der Mann hielt Ninepences Arm nur noch fester. Dann schüttelte er Less ab und zog die schreiende Ninepence die Straße hinunter. Less zögerte jedoch keine Sekunde, rannte hinter dem Fremden her und biss ihn ordentlich in den Arm.

Vor Schmerz laut aufheulend, ließ dieser das Mädchen los.

»Lauf!«, rief Less und zog Ninepence fort.

In diesem Moment sah Ninepence den Mann mit dem Strohhut kommen und hörte Colonel Linnans laute Stimme: »Keine Bewegung! Ihr seid verhaftet!«



Am nächsten Tag kam ein Bote aus dem *yamen* zur Herberge zu den acht Glückseligkeiten und bat Ai-weh-deh zusammen mit Ninepence zu einem Treffen mit dem Mandarin.

Während ein Diener die beiden in das Empfangszimmer des Mandarins brachte, klammerte Ninepence sich fest an Ai-weh-dehs Hand. Colonel Linnan, der nun wieder seine Uniform trug, war da, und der fremde Mann lehnte lässig an einem Tisch, wobei er ein säuerliches Gesicht machte. Als Ninepence hereinkam, sah er sie kurz an, wandte dann aber den Kopf ab und ignorierte sie.

Ninepence hörte, wie eine Schiebetür geöffnet wurde. Dann trat der Mandarin ein. Er trug seine farbige lange Robe aus fließendem Stoff und hielt seine gefalteten Hände wie immer in den weiten Ärmeln versteckt. Der Fremde warf sich sofort ehrerbietig auf den Boden, Colonel Linnan machte eine tiefe Verbeugung, und Ai-weh-deh und Ninepence senkten höflich ihre Köpfe.

»Ein jeder setze sich«, begann der Mandarin höflich. Als sich jeder gesetzt hatte, fuhr er fort. »Ich habe Euch rufen lassen, Ai-weh-deh, weil ich denke, dass Ihr hören solltet, was dieser Mann zu sagen hat. Nun, mein Herr«, wandte er sich dem Fremden zu, »sagt uns, wer Ihr seid.«

Der Mann räusperte sich. »Mein Name ist Wang-Lu Chou. Ich bin der einzige lebende Sohn von Mrs. Mei-Ling Chou.« Er warf Ninepence einen Blick zu.

»Fahrt fort«, drängte der Mandarin.

»Meine Mutter, Mrs. Chou, hatte noch einen Sohn, Yung-Wu, der jedoch vor acht Jahren bei einem Unfall in den Bergen ums Leben kam. Dieses Mädchen ...« – dabei nickte er mit dem Kopf in Ninepences Richtung – »Mei-en Chou ... ist das Kind meines Bruders. Ich bin ihr Onkel.«

Ninepence verschlug es den Atem. Ihr Onkel! Der Bruder ihres Vaters! Aber ... warum hatte er ihr so einen Schrecken eingejagt? Warum hatte er versucht, sie zu stehlen?

»Aber ... woher wusstet Ihr, dass sie hier in Yang-cheng war?«, weinte Ai-weh-deh.

Der Mann hob die Schultern. »Ich hatte so etwas gehört. Meine Mutter wusste, dass das Mädchen bei dem fremden Teufel lebt.«

»Sie *wusste* es?«, stieß Ai-weh-deh hervor. Ninepence sah, wie ihrer Adoptivmutter das Blut den Hals hinaufstieg, und wusste, dass sie sehr ärgerlich werden würde. »Wusste diese Mrs. Chou auch, dass ich sie adoptiert habe? Ninepence ... Mei-en ... ist jetzt meine Tochter.«

Gleichgültig hob der Mann die Schultern, als ob ihm das alles nichts ausmachte. Aber Ai-weh-deh war

noch nicht fertig. »Und warum kommt Ihr nun, nach so vielen Jahren, das Kind zu sehen?«, wollte sie wissen. »Ihre Großmutter wollte sie nicht haben ... sie hat sie an eine Zigeunerin verkauft, wie alten Plunder. Das Kind war halb tot, als ich es ... gefunden habe.«

»Gekauft habe, meint Ihr wohl.« Der Mann grinste hämisch.

»A-aber ... i-ich ...«, stotterte Ai-weh-deh.

»Kommt, kommt«, unterbrach Colonel Linnan. »Wir wollen auf den Punkt kommen. Tatsache ist, dass dieser Mann verhaftet wurde – ich habe ihn verhaftet –, weil er ein Kind entführen wollte. Nun stellt sich heraus, dass er mit ihr verwandt ist. Raus mit der Sprache, Mann, was hattet Ihr mit dem Mädchen vor?«

Wang-Lu grinste verschlagen. »Ich wollte nur mit ihr reden ... aber sie hat sich so angestellt. Wisst Ihr, meine Mutter, Mrs. Chou, ist kürzlich gestorben; ich bin ihr einziger noch lebender Verwandter ... und natürlich noch das Kind meines Bruders«, fügte er hastig hinzu. »Da wäre also die Sache mit dem Erbe, wissen Sie –«

»Oh, natürlich, ich verstehe«, sagte Ai-weh-deh sarkastisch. »Ich nehme an, dass Ihr sehr besorgt seid, dass Ninepence – Mei-en – ihren Anteil bekommt.«

»Nun«, meinte Wang-Lu und nickte mit dem Kopf höflich in Richtung des Mandarins, »wie Eure Exzellenz wissen, besagt das chinesische Gesetz, dass das

gesamte Erbe, Geld und Häuser, zu gleichen Teilen unter den Erben aufgeteilt werden muss. Aber es wäre doch eine Schande, wenn der Hof der Familie verkauft werden müsste, damit der Erlös geteilt werden kann ... also dachte ich, wenn Mei-en bei mir leben würde, könnte ich ihren Anteil verwalten; und wenn ich eines Tages sterbe, bekäme sie natürlich das Ganze.«

Ninepence erschrak! Sollte sie bei diesem ... diesem Fremden leben? Sie sah Ai-weh-deh flehend an. Ai-weh-deh drückte beruhigend ihre Hand und wandte sich an den Mandarin.

»Eure Exzellenz«, bat sie inständig, »Ihr könnt doch nicht zulassen, dass dieser Mann Ninepence beansprucht. Es war ganz offensichtlich, dass die Chous sie nicht wollten ... bis jetzt. Aber jetzt ist sie meine Adoptivtochter!«

»Und ich bin ihr Onkel!«, unterbrach Wang-Lu ärgerlich. »Was wird vor Gericht wohl mehr zählen?«

Der Mandarin hob die Hand. »Der Mann hat ein berechtigtes Anliegen, Ai-weh-deh, das vor Gericht entschieden werden muss.«

»Vor Gericht?«

Der Mandarin nickte. Er sah Ai-weh-deh an, wobei ein Lächeln über seine Lippen huschte – aber alles, was er sagte, war: »Es muss alles seine Ordnung haben.«

Die Gerichtsverhandlung zog sich über zwei Wochen hin. Colonel Linnan musste wegen dringender Armeeangelegenheiten nach Tsehchow zurück, Ai-weh-deh und Ninepence jedoch gingen jeden Tag in den Verhandlungsraum.

Wang-Lus Anwalt plädierte brennend dafür, dass Mei-en wieder zu ihrer richtigen Familie – das heißt zu ihrem Onkel – zurückkommen sollte, damit das Anwesen der Familie Chou erhalten bliebe. Ob denn etwa die Blutsverwandschaft geringeren Wert habe als eine sogenannte ›Mutter‹, die einfach ein Kind ›kauft‹? Und nicht nur das, hob der Anwalt hervor, auch dass die Frau, die man Ai-weh-deh nannte, eigentlich Gladys Aylward hieß und eine *Engländerin* sei, und obwohl Mei-en eigentlich wertlos sei, wollte denn das Gericht wirklich, dass sich eine *Ausländerin* in die Erbschaftsangelegenheiten einer chinesischen Familie einmische?

Der vom Gericht bestellte Anwalt, der Ninepence vertrat, argumentierte, dass der Onkel das Mädchen tatsächlich entführen *wollte*; nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn es ihm gelungen wäre! Hätte denn Wang-Lu oder die Großmutter jemals zuvor irgendein Interesse an dem Kind gehabt? Wenn das Mädchen aus dem Weg geschafft würde, wäre der Onkel allei-

niger Erbe. Und das Gericht solle sich daran erinnern, dass Mei-en – auch bekannt als Ninepence – heute wohl nicht mehr am Leben wäre, wenn nicht Ai-weh-deh sich damals ihrer angenommen hätte.

Schließlich hatte der Mandarin seine Entscheidung getroffen. Ninepence war an jenem Morgen so nervös, dass sie kaum ihr Frühstück herunterbekam. Sie versuchte, nicht daran zu denken, was sein würde, wenn der Mandarin sagen würde, dass sie fortan bei ihrem Onkel leben müsste! »Vertraue auf Gott«, flüsterte Ai-weh-deh ihr zu, während sie den Maultiertreibern, die über Nacht in der Herberge zu den acht Glückseligkeiten geblieben waren, Tee und mit Zuckerrohr gesüßten Hirsebrei servierte. *Vertraue auf Gott*, dachte Ninepence, während sie half, die jüngeren Kinder für die Schule fertig zu machen.

Bao-Bao hatte bereits das Haus verlassen, als er noch einmal zurücklief, um Ninepence zu umarmen. Dann ging Ninepence Hand in Hand mit Ai-weh-deh zum Gericht des Mandarins, wobei sie Tränen der Angst wegzublinzeln versuchte.

FEUER VOM HIMMEL

Ein verschlafen dreinblickender Gerichtsdienereierte die anstehenden Fälle herunter: »Fall 685, Wang-Lu Chou gegen Mei-en Chou ... das Gericht ist zu einer Entscheidung gekommen. Alle aufstehen.«

Ai-weh-deh und Ninepence standen mit dem Gesicht zum Mandarin in einer Reihe mit Wang-Lu Chou, der grimmig wie immer dreinblickte. Ninepences Mund war so trocken, dass sie kaum schlucken konnte.

Der Mandarin stand stolz und unbewegt, als er das Urteil verkündete. »Das Gericht erkennt Gladys Aylward, auch bekannt als Ai-weh-deh, »Die Tugendhafte«, als Sorgeberechtigte für Mei-en Chou, auch bekannt als Ninepence, an.«

Ninepence quiekte vor Aufregung, aber ein strenger Blick vom Mandarin ließ sie sogleich wieder verstummen. »Der Nachlass von Mrs.

Mei-Ling Chou besteht sowohl aus Land als auch aus Geld«, fuhr er fort, »wobei der jeweilige Wert nach Auffassung des Gerichts etwa gleich ist.



Ai-weh-deh, als Sorgeberechtigte von Mei-en mögt Ihr wählen, ob Ihr Euch für das Geld oder das Land entscheiden wollt. Der übrige Teil ist dann das Erbe von Wang-Lu Chou.«

Erstaunt blickte Ai-weh-deh den Mandarin an. »Ich soll wählen?«, fragte sie. Die kleine englische Frau sah Ninepence an, die mit ihren zehn Jahren nur wenig kleiner war als sie selbst. »Von welchem Nutzen wäre Land für uns in der Herberge zu den acht Glückseligkeiten? Wir könnten es nicht beackern. Aber Geld ... man könnte es für Ninepences Ausbildung beiseitelegen und für eine Aussteuer, wenn sie einmal heiratet.« Ai-weh-deh wandte sich wieder dem Mandarin zu. »Wir wählen das Geld.«

Wang-Lu Chou hob den Kopf. »Der Hof gehört mir?« Über sein mürrisches Gesicht huschte tatsächlich ein Lächeln. »Das ist eine gute Entscheidung. *How-how!* Gut, gut!« Ohne sich noch einmal umzublicken, verließ der Mann eilig den Gerichtssaal und verschwand.

Als die anderen Kinder von der Schule nach Hause kamen, scharten sie sich alle um Ninepence und wollten wissen, was passiert war.

»Ist dieser schreckliche Mann fort?«, wollte Less wissen.

Als Ai-weh-deh lächelnd sagte: »Fort für immer!«, wich zum ersten Mal seit Wochen die Anspannung von dem Jungen.

Nachdem die Geschichte wenigstens zweimal erzählt worden war, klatschte Ai-weh-deh in die Hände und rief: »Nun los ... los! An eure Arbeit! Die Maultierreiber können jeden Moment in der Stadt eintreffen, und wir müssen fertig sein.«

Less und zwei der älteren Jungen liefen hinaus zu den Ställen, um das alte Stroh gegen frisches auszutauschen. Ninepence und einige der größeren Mädchen waren eingeteilt, in der Küche das Gemüse klein zu schneiden, während Tiger Lily, Glorious Ruby und Jade Lily mit Bao-Bao und den anderen Kleinen im Hof spielten.

Bald wurde das Tor weit geöffnet und die erste Maultierkarawane trabte in den gepflasterten Innenhof.

Der Anführer war Hsi-Lien, einer ihrer regelmäßigen Gäste. Außerdem war er der erste Maultierreiber, der Christ geworden war. Gewöhnlich neckte Hsi-Lien die Kinder immer und lief mit ihnen huckepack im Hof umher – selbst nach einem langen Ritt über die Bergpfade. Aber heute machte er ein langes Gesicht und schien die Kinder überhaupt nicht zu bemerken.

»Was bedrückt dich so, mein Freund?«, fragte Ai-weh-deh, während Less und einige Jungen beim Abladen der Lasten halfen.

Hsi-Lien schüttelte den Kopf. »Die Neuigkeiten ... es sieht sehr schlecht aus. Als wir vor ein paar Tagen in Luan haltmachten, fürchtete man dort einen Angriff der Japaner.«

»Luan!«, stieß Ai-weh-deh hervor. »Aber das ist in unserer Provinz! Die Japaner sind doch wohl nicht so weit vorgedrungen!«

»Oh, doch, das sind sie«, seufzte Hsi-Lien. »Sie sind sogar schon über die nördliche Grenze von Shansi gegangen! Wie lange wird es wohl noch dauern, bis sie hierher nach Süden kommen? Meine Frau, meine Kinder ... sie sind allein in meinem Dorf.«

»Ach«, meinte Ai-weh-deh nachdenklich, »wir leben doch hoch in den Bergen. Nur über die Maultierpfade kann man uns erreichen. Für Armeefahrzeuge ist überhaupt kein Platz! Aber wenn du dir Sorgen machst, dann ist es wichtig, zu beten. Komm mit ... lass uns sofort beten, noch vor dem Essen!«

Einige andere Christen aus Yangcheng, die ebenfalls die schlechten Neuigkeiten von den Maultiertreibern gehört hatten, eilten zur Herberge, wo man sich zu dem spontanen Gebetstreffen in das obere Stockwerk zurückzog. Yang schüttelte den Kopf und jammerte, dass das Essen kalt würde, aber dann schloss

auch er sich der kleinen Gebetsgemeinschaft an. Während die anderen Maultiertreiber noch in den Ställen ihre Tiere abrieben, freuten sich Ninepence und die anderen Kinder über die zusätzliche Zeit zum Spielen und rannten hinaus in den Hof.

»Sieh doch, Ninepence, sieh!«, rief Bao-Bao und zeigte zum Himmel hinauf. »Schöne Vögel!«

Ninepence beschirmte ihre Augen mit den Händen gegen die Nachmittagssonne, die sich bereits den Berggipfeln im Westen zuneigte, und blickte nach Norden in Richtung Tsehchow. Drei silberne Vögel flogen aus den Wolken.

Die anderen Kleinen jauchzten und klatschten in die Hände. »Oh, seht doch!« ... »Schön, schön!«

Less schützte ebenfalls seine Augen und argwöhnte: »Ich denke nicht, dass das Vögel sind«, sagte er. »Es sind Flugzeuge!«

»Flugzeuge! Flugzeuge!«, kreischten die Kinder. Keines von ihnen hatte je ein Flugzeug gesehen, aber sie hatten schon von diesen ›Vögeln aus Metall‹ gehört.

Die Straße vor der Herberge zu den acht Glückseligkeiten war bereits mit Männern, Frauen und Kindern gefüllt, die alle aus ihren Häusern gekommen waren, um das ungewöhnliche Schauspiel zu betrachten. Ninepence konnte schon das Brummen hören, das immer lauter und lauter wurde, als die Flugzeuge nach links schwenkten und tiefer und tiefer flogen.



»Seht doch! Seht!«, schrie Bao-Bao und zeigte in die Richtung. »Die Silbervögel lassen etwas herunterfallen! Vielleicht sind das Geschenke für uns?« Der Fünfjährige kicherte. Ach, war das aufregend!

Während Ninepence die seltsamen Dinger beobachtete, die aus den Flugzeugen fielen, bekam sie eine Gänsehaut. Was um alles in der Welt könnte das sein? Was, wenn jemand von den Dingen getroffen würde und sich verletzte?

In diesem Moment gab es eine Explosion irgendwo in der Stadt. Feuer, Holz und Steine wurden in die Luft geschleudert. Dann noch eine Explosion ... und noch eine! Das Lachen der Kinder wechselte zu Schreien, als sie voll Panik in die Herberge flüchteten. Die Flugzeuge dröhnten über ihren Köpfen, drehten eine Runde über dem Tal und flogen dann erneut Yangcheng an.

»Mama!«, schrie Ninepence, die noch immer im Hof stand. Sie hatte die aufgehende Sonne gesehen, die auf die Tragflächen der Flugzeuge gemalt waren. »Japaner!«

Less rannte zurück in den Hof und griff Ninepence am Arm. »Geh ins Haus!«, rief er.

Da hörte Ninepence ein lautes, pfeifendes Geräusch ... und eine Explosion warf die beiden Kinder zu Boden. Überall waren Feuer, Rauch und umherfliegende Trümmer. Less warf sich über Ninepence und drückte ihr Gesicht auf das harte Kopfsteinpflaster, während Holz und Steine auf sie niederprasselten.

Und dann ... Stille. Wie betäubt setzten sich Less und Ninepence auf und blickten umher. Eine Ecke der Herberge zu den acht Glückseligkeiten war weggesprengt. Der Balkon im oberen Stockwerk hing schief herab. Ninepence hörte, wie die Maultiere in den Ställen schrecklich zu schreien anfangen ... aber sonst herrschte eine unnatürliche Ruhe.

Und dann begann das Wehklagen. Hinter der Hofmauer, draußen auf der Straße hörte man die Menschen jammern. Dann ... ganz nah, ein neuer Ton – das Wimmern und Schreien der Kinder aus dem Inneren der Herberge.

Ninepence rappelte sich auf. Ihr Gesicht schmerzte, wo es auf die harten Pflastersteine gedrückt worden war, aber ihre Knochen waren scheinbar alle heil geblieben. Blindlings rannte sie zur Tür, die offen in den Angeln hing, und stürmte hinein.

Es dauerte erst einen Moment, ehe sich ihre Augen an das Halbdunkel im Inneren des Hauses gewöhnt

hatten. Einige der Balken, die das Obergeschoss stützten, waren umgestürzt, und fast die halbe Zimmerdecke hing herab, berührte fast den Boden. Ninepence blickte in großer Angst umher. Auf der Seite des Raumes, auf der die Decke nicht beschädigt war, hockten einige der Kleinen eng aneinandergedrängt und weinten.

Bao-Bao erblickte Ninepence und streckte ihr gleich seine Arme entgegen, wobei sein ängstliches Wimmern sich in Erleichterung wandelte. Ninepence hob ihn hoch und schloss ihn fest in ihre Arme. Dabei stellte sie fest, dass er unverletzt geblieben war. Auch die anderen Kinder schienen bis auf einige Schrammen und Prellungen heil geblieben zu sein.

Dann hörte sie Less von der anderen Seite des Raumes rufen: »Ninepence! Hol Hilfe! Ich glaube, Mutter und Yang sind noch unter diesen Balken!«

Schnell setzte sie Bao-Bao zu Tiger Lily auf den Boden und lief hinaus. Dort traf sie geradewegs auf die entsetzten Maultiertreiber, die aus den Ställen geeilt waren, um zu sehen, was passiert war. Die Männer waren schnell zur Stelle und stemmten Deckenteile und Holzbalken zur Seite.

Aus den Trümmern war ein Stöhnen zu hören. »Sie ist hier! Sie ist hier!«, schrie Less und versuchte, Holz und Gipsbrocken mit den Händen beiseitezuschaffen. Ai-weh-deh lag mit dem Gesicht zur Erde. Ein großer



Balken auf ihrem Rücken klemmte sie fest. Der Balken war so schwer, dass ihn drei Männer zusammen anheben und wegtragen mussten.

»Mama-san! Mama-san!«, riefen Ninepence und Less und knieten sich neben Ai-weh-deh. Die kleine Frau bewegte sich nicht. Ninepence hatte Angst; war ihre Mutter schwer verletzt? War sie ... tot?

In diesem Moment rollte sich Ai-weh-deh auf die Seite und setzte sich seufzend auf. »Oh ... mein Rücken«, stöhnte sie. Sie sah sich um, erblickte die erschrockenen Gesichter und dann das zerstörte Haus. »Was ist passiert? Ich ... ich habe ein Krachen gehört ... und dann schwankte der Boden, alle fielen hin ...«

Ihre Stimme erstarb, als ihr alles wieder zu Bewusstsein kam. »Yang! Hsi-Lien ... und die anderen! Wir müssen ihnen helfen!«

Es schien Stunden zu dauern, aber endlich hatten Ai-weh-deh, die Maultiertreiber und die Kinder Yang, Hsi-Lien und die anderen Christen gefunden, die im oberen Stockwerk gebetet hatten. Jeder hatte Hautabschürfungen und kleinere Wunden, aber auf wunderbare Weise war niemand getötet oder ernsthaft verletzt worden.

Als jeder aus der Herberge versorgt war, beschloss Ai-weh-deh: »Yang, du bleibst hier bei den Kindern. Sieh nach, ob du irgendetwas zu essen für sie hast. Hsi-Lien, du und die anderen Maultiertreiber kom-

men mit mir. Wir müssen sehen, was passiert ist ... die Leute werden unsere Hilfe brauchen.«

Es war schon spät, als Ai-weh-deh und die Maultier-treiber zurückkamen. Ninepence hörte ihre Stimmen draußen im Hof und ließ sich von dem kalten *k'ang* herabrollen, auf dem sie und die anderen Kinder eingeschlafen waren. Auf Zehenspitzen schlich sie sich zu der zerstörten Tür, wobei sie darauf achtete, keines der Kleinen zu wecken.

»Wie schlimm?«, fragte Yang besorgt.

»Sehr schlimm«, entgegnete Ai-weh-deh. Sie klang erschöpft. »Viele sind bei den Explosionen verletzt oder getötet worden, weil jeder hinaus auf die Straßen gelaufen ist, um die Flugzeuge zu sehen. Wir haben viele aus den Trümmern der Häuser gezogen, aber ... einige könnten immer noch unter dem Schutt begraben liegen.«

Hsi-Lien meldete sich zu Wort: »Der Mandarin hat eine Rettungsmannschaft gebildet –«

»Wer?«, unterbrach Yang.

»Der Mandarin, der Gefängnisaufseher und ein Händler namens Lu-Tchen – und natürlich Ai-weh-deh!«, sagte der Maultiertreiber.

»Oh, *natürlich* haben sie Ai-weh-deh genommen«, schimpfte Yang. »Es macht ja auch nichts, dass das

Haus über ihr zusammenbrach! Und dass sie fünfundzwanzig Kinder zu versorgen hat! Und dass sie Essen und Ruhe braucht!«

»Es ist in Ordnung so, Yang«, hörte Ninepence die Stimme Ai-weh-dehs. »Die Rettungsmannschaft ist erst einmal nur für die Organisation zuständig ... aber morgen wird *jeder*, der noch stehen oder laufen kann, gebraucht, um die Toten zu begraben und die Verwundeten zu pflegen – auch die Kinder werden helfen. Also lasst uns nun etwas essen und dann ausruhen, soweit das möglich ist ... hast du noch etwas Suppe übrig, Yang? Wir sind am Verhungern!«

ZWEI HÖHLEN IM BERG

Less und Ninepence schleppten den Eimer mit heißem Wasser zu dem freigeräumten Platz, zu dem man alle Verwundeten gebracht hatte. Stumm nahm Ai-weh-deh eine Flasche aus ihrer Tasche und schüttete ein stark riechendes Desinfektionsmittel in das dampfende Wasser. Sie wrang ein sauberes Tuch aus und kniete sich neben einem kleinen Kind von etwa sechs Jahren nieder, das verwirrt und sprachlos im Staub hockte.

Nachdem sie die lange Schnittwunde auf der Stirn des Kindes versorgt hatte, hob Ai-weh-deh es hoch und gab es Less. »Bring es in die Herberge zu den acht Glückseligkeiten«, sagte sie müde. »Sein Vater wurde von der Bombe getötet ... und seine Mutter ist eben an ihren Verletzungen gestorben.«

Auf ihrem Weg zurück zur Herberge, vorbei an zerstörten Häusern und Läden, trafen Less und Ninepence mit dem kleinen Jungen auf einige Gefängnisinsassen, die mit Schaufeln unterwegs waren.

»Da ist Feng!«, rief Ninepence, zeigte aufgeregt in die Richtung des Gefangenen und winkte ihm zu. Er war es, der Ai-weh-deh seinerzeit geholfen hatte,

Arbeiten für die Häftlinge zu organisieren. »Was machst du da, Feng?«

»Wir schaufeln Gräber außerhalb der Stadtmauer«, rief er traurig zurück und schüttelte den Kopf. »So viele Tote ... so viele ...«

Less und Ninepence sahen die Gefangenen mit ihren Schaufeln durch das Stadttor gehen. Dann brachten sie ihren kleinen Schützling zur Herberge.

Am Ende des zweiten Tages waren bereits zehn weitere Kinder, die durch die Bombe zu Waisen geworden waren, zur Herberge gebracht worden. Less, Ninepence und die anderen Kinder waren damit beschäftigt, heißes Wasser bereitzustellen und saubere Tücher in Streifen zu reißen, die Ai-weh-deh als Verbandsmaterial benötigte ... sie halfen Yang, die Kleinen zu füttern und zu trösten, die ihre Eltern verloren hatten ... und räumten die Trümmer aus dem großen Raum der Herberge.

Abends hielt die Rettungsmannschaft im Hof der Herberge eine Besprechung ab. Beinahe hätte Ninepence den Mandarin nicht erkannt, der seine kostbare Robe abgelegt hatte und stattdessen die einfache blaue Bekleidung der Arbeiter trug. Er überwachte die Suche nach Toten oder Verwundeten in den Trümmern. Nur sein langer Schnurrbart, der geflochtene Zopf und sein entschlossenes Benehmen unterschieden ihn von den erschöpften Bewohnern Yangchengs.

Yang, Hsi-Lien, die anderen Maultiertreiber und einige der älteren Kinder standen im Schatten und lauschten den Gesprächen. »Ich habe berunruhigende Neuigkeiten«, sagte der Mandarin betrübt. »Die Japaner haben Luan eingenommen und marschieren jetzt nach Tsehchow. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, ehe ihre Armee vor den Toren Yangchengs steht. Wir müssen die Stadt so schnell wie möglich evakuieren.«

»Aber ... wie?«, fragte Ai-weh-deh. »Viele sind verwundet und können nicht laufen.«

»Exzellenz, wie viele Tage bleiben uns noch, bis die Truppen ankommen?«, wollte Lu-Tchen, der Händler, wissen. »Vier? Fünf? Wir könnten Boten in die Bergdörfer schicken und den Leuten sagen, dass sie ihre verwundeten Verwandten zu sich holen sollen.«

»Eine gute Idee!«, lobte der Mandarin. »Alle anderen sollen die Stadt so schnell wie möglich verlassen. Die meisten hier haben Verwandte in den Dörfern der Umgebung.«

Der Gefängnisaufseher hatte bis jetzt geschwiegen. Doch nun fragte er: »Und was ist mit meinen Gefangenen? Wir können sie doch nicht zurücklassen – der Feind wird sie sicher töten!«

Für einen Moment wusste niemand etwas zu sagen.

Schließlich meinte Ai-weh-deh: »Ihr müsst sie freilassen.«

»*Sie freilassen?*«

»Ja. Benachrichtigt ihre Angehörigen; sie müssen herkommen und unterschreiben, dass sie die Verantwortung übernehmen.«

»Aber –«

»Ai-weh-deh hat recht«, stimmte der Mandarin zu. »Selbst einen Gefangenen darf man nicht einfach wie ein Schwein abschlachten lassen.«

Also war der Entschluss gefallen. Der Stadtschreier wurde durch die Straßen von Yangcheng geschickt, um alle Bewohner aufzufordern, die Stadt so bald wie möglich zu verlassen. Boten machten sich eilends zu den Bergdörfern auf, um den Leuten zu sagen, dass sie ihre verwundeten Angehörigen und die Häftlinge, mit denen sie verwandt waren, zu sich holen sollten. Hsi-Lien, der Maultiertreiber, verabschiedete sich von Ai-weh-deh und ritt wieder hinunter in sein Dorf, um Frau und Kinder in Sicherheit zu bringen.

In der Herberge zu den acht Glückseligkeiten hatte Ai-weh-deh entschieden, dass man mit den Kindern nach Bei Chai Chuang wandern würde, einem kleinen Bergdorf hoch oben auf einem Bergrücken, südlich von Yangcheng. Ai-weh-deh war früher schon einmal dort gewesen, als sie noch in der Rolle der offiziellen Fußinspektorin unterwegs gewesen war. Damals hatten die Menschen sie gebeten, wiederzukommen und ihnen noch mehr Geschichten aus der Bibel zu erzählen.

»Ich glaube nicht, dass sie ›mit fünfunddreißig Kindern wiederkommen‹ gemeint haben«, gab Yang mit verzogenem Gesicht zu bedenken.

Ai-weh-deh lächelte. »Die Bibel sagt: ›Wer eines dieser Kleinen in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf.‹ Wir werden diesen guten Leuten die Gelegenheit geben, Jesus in ihr Dorf aufzunehmen, ja, Yang?«

Yang schwieg einen Moment. »Ai-weh-deh«, sagte er. »Ich werde nicht mit Euch kommen. Ich bin zu alt, um noch auf die Berge zu klettern. Wenn Yangcheng nun nicht länger meine Heimat sein kann, werde ich in mein altes Dorf zurückkehren.«

Ai-weh-dehs Augen füllten sich mit Tränen. »Ich ... ich verstehe, Yang. Aber ... ich werde dich vermissen. Du warst mir ein guter Freund ... *mehr* als ein Freund: Du warst wie ein Vater für mich. Ich werde dich niemals vergessen.« Und, entgegen jeder chinesischen Gewohnheit, nahm sie den alten Mann fest in ihre Arme.

Am nächsten Morgen weckte Ai-weh-deh die Kinder noch vor Tagesanbruch und drängte zum Aufbruch. Mit den ersten Sonnenstrahlen würden sie Richtung Bei Chai Chuang ziehen. Ninepence hatte darauf zu achten, dass jedes Kind an seinem Bündel, das Kleidung zum Wechseln und eine Decke enthielt, eine Schüssel und ein Paar Essstäbchen befestigt hatte.



Gerade als sie Bao-Bao half, sein Bündel auf den Rücken zu schnüren, klopfte jemand laut ans Tor. Less öffnete, und der Gefängnisaufseher stürmte herein. »Wo ist Ai-weh-deh?«, fragte er. Feng war bei ihm.

»Was ist denn?« Ai-weh-deh trat aus der Herberge, ein kleines Kind auf ihren Rücken gebunden, ein anderes auf ihrer Hüfte sitzend. »Ai-weh-deh, Ihr müsst mir helfen!«, jammerte der Aufseher. »Feng ... er hat keine Angehörigen, die für ihn unterschreiben könnten.«

»Aber was kann ich denn da machen?«, rief Ai-weh-deh und blickte auf die Kinderschar, die verschlafen aus der Tür kam.

»Ihr müsst für ihn unterschreiben ... er muss mit Euch gehen. Es gibt keine andere Möglichkeit.«

Hilflos sah Ai-weh-deh den jungen Mann an.

Feng unterbrach die peinliche Stille: »Wenn Ihr für mich unterschreibt, helfe ich Euch bei den Kindern. Ihr werdet einen Mann bei euch gebrauchen können. Ihr seid mir ein Freund gewesen ... und jetzt werde ich Euch ein Freund sein.«

Ai-weh-deh lächelte ... und dann lachte sie laut heraus. »Wenn mich meine Freunde in England jetzt sehen könnten! Meine chinesische ›Familie‹ besteht aus fünfunddreißig Kindern und einem Zuchthäusler! Jemand hat mir einmal gesagt, dass ich verrückt wäre, Missionarin in China zu werden ... und ich glaube, er

hat recht gehabt!« Sie hielt Feng ihre Hände hin. »Ja, ja ... ich werde für dich unterschreiben.«

Als sie das Papier unterzeichnet hatte, mahnte sie: »Jetzt kommt, Kinder! Stellt euch in einer Reihe auf. Die großen Jungen und Mädchen nehmen jeweils ein kleines Kind an die Hand. Fertig zum Aufbruch. Also los, lasst uns singen ...«

*Count your blessings,
Name them one by one, ...*

Die kleine Gruppe erreichte Bei Chai Chuang noch vor der Dunkelheit. Für die meisten Kinder war es ein Vergnügen gewesen ... besonders als sie den Maultierpfad verlassen hatten, um über die Felsen den Berg hinaufzuklettern. Als sie eine Pause gemacht hatten, um aus einem großen Topf, den einige der größeren Jungen mitgeschleppt hatten, kalten Hirsebrei zu essen, schien es ihnen wie ein Picknick.

Wie Ai-weh-deh vorausgesagt hatte, hießen die Bewohner von Bei Chai Chuang die seltsame kleine Gesellschaft willkommen. Entsetzt hörten sie dem Bericht über die Bombardierung Yangchangs durch die Japaner zu. Die Dorfältesten steckten ihre Köpfe zusammen, um zu beraten, wie man den Flüchtlingen Schutz und Nahrung bieten könnte.

Da Bei Chai Chuang an einem Berghang gebaut war, nutzten die Dorfbewohner die natürlichen Höhlen im Berg als Ställe für ihr Vieh. Zwei Bauern boten sich an, ihre Tiere draußen anzubinden, die Höhlen zu säubern und Ai-weh-deh und den Kindern als Unterschlupf anzubieten. Feng und die größeren Jungen begannen sogleich mit der Arbeit; in dieser Nacht breiteten die Kinder ihre Decken auf sauberem, frischem Stroh aus, die Jungen in der einen, die Mädchen in der anderen Höhle. Ninepence schlief ein, während ein kleines, flackerndes Feuer seine Schatten über die Wände der Höhle huschen ließ.

Eine Woche verging. Ai-weh-deh sorgte dafür, dass die Kinder den Dorfbewohnern bei der Arbeit zur Hand gingen. Sie jäteten auf den kleinen, steinigen Hirse-, Mais- und Leinsamenfeldern Unkraut, fütterten die Schweine, trieben die wenigen Kühe zum Melken zusammen und hüteten die Schafe, die zwischen den Felsen nach dem harten Berggras suchten. Im Gegenzug teilten die Dörfler ihre kargen Vorräte mit den unerwarteten Besuchern und kamen jeden Abend zusammen, um Ai-weh-dehs Bibelgeschichten von Jesus, Noah, Mose und Paulus zu hören.

Eines Abends – sie war gerade dabei, ein störrisches Schaf zum Dorf zurückzutreiben – sah Ninepence, wie jemand den Berg hinaufkletterte. Es schien ein Mann zu sein ... in Uniform.

»Mama-san! Mama-san, komm schnell!«, rief sie, vergaß das Schaf und hastete eilig den steinigen Pfad hinauf, der zu den Felshöhlen im Berghang führte. »Es kommt jemand!«

Ai-weh-deh folgte Ninepence zurück zu der Stelle, wo sie den Mann zuerst gesehen hatte. Er war jetzt viel näher. Plötzlich blickte er auf und sah sie.

Ai-weh-deh schnappte nach Luft. »Es ist Linnan!«

Colonel Linnan brauchte nur wenige Minuten, dann hatte er das letzte Stück Weg zu ihnen geschafft. Zu Ninepences Verwunderung hielt er nicht an und verbeugte sich höflich, wie er es sonst immer getan hatte, wenn er Ai-weh-deh besuchte, sondern ging mit großen Schritten auf sie zu und schloss sie fest in seine Arme.

»Oh, Ai-weh-deh ... Ai-weh-deh!«, murmelte er. »Ich hatte solche Angst, als ich von dem Bombenangriff hörte ...«

Einen Augenblick verharnte Ai-weh-deh in Colonel Linnans Umarmung ... dann trat sie einen Schritt zurück, das Gesicht freudig gerötet. Der Colonel nahm Ninepence bei der Hand, und zu dritt wanderten sie zurück zu den Höhlen.



»Als ich gehört habe, dass die Japaner Yangcheng bombardiert haben, bin ich so schnell es ging gekommen«, sagte Colonel Linnan, »aber da hatten die Japaner die Stadt schon eingenommen. Ich habe mich in den Bergen versteckt, bis sie nach ein paar Tagen weitergezogen sind ... aber Yangcheng war ganz verlassen. Ich wusste nicht, ob du noch lebstest oder tot warst! Ich habe in den umliegenden Dörfern nach dir gefragt; schließlich sagte mir jemand, dass du mit den Kindern hierher nach Bei Chai Chuang gegangen seist.«

Feng zog die Augenbrauen hoch, als Ai-weh-deh sagte, dass Colonel Linnan gekommen war und zum Essen bleiben würde. Die größeren Jungen waren sehr interessiert und stellten dem Offizier Fragen zum Krieg. Wer würde gewinnen? Ob sie wohl auch kämpfen dürften? Würden die Japaner nach Yangcheng zurückkehren?

Lachend entließ Colonel Linnan die Kinder schließlich und zog Ai-weh-deh zu einem Spaziergang hinaus in die Dämmerung. Als sie schließlich wieder zurückkamen, waren die meisten Kinder schon eingeschlafen. Sie ließen sich am Feuer nieder und redeten miteinander. Ninepence tat, als ob sie schlief; dabei versuchte sie angestrengt, dem Gespräch zu lauschen.

»Ja, Linnan, ich liebe dich wirklich«, sagte Ai-weh-deh, »und ... ich würde dich gerne heiraten, aber ...«

»Aber was? Wir könnten zur ›Christian Mission‹ nach Tsehchow gehen und Reverend David Davis bitten, uns zu trauen.«

Es folgte eine lange Stille. Das Licht des Feuers tanzte über die Wände der Höhle. Ninepence hielt den Atem an.

»Nein«, sagte Ai-weh-deh schließlich. »Verstehst du, wir könnten während des Krieges nicht zusammen sein. Ich bin für all diese Kinder verantwortlich ... und du hast auch deine Pflichten. Im Moment ist alles im Umbruch. Wir brauchen Zeit, diese Sache zu durchdenken.«

»Ist es, weil du Engländerin bist und ich Chinese?«, fragte Linnan. Dabei nahm seine Stimme etwas an Schärfe zu.

»Oh, nein!«, sagte Ai-weh-deh. »Ich würde stolz sein, deine Frau zu sein. Aber ... ich bin Christ.«

»Natürlich bist du das!«, stimmte Linnan zu. »Ich respektiere deinen Glauben. Ich interessiere mich sehr für deinen Gott.«

»Ich weiß, aber ...« Ai-weh-deh seufzte. »Lass uns später noch mal darüber reden – nach dem Krieg.«

Ninepence dachte, das Gespräch sei zu Ende. Aber nach ein paar Minuten erhob Colonel Linnan erneut die Stimme. »Ai-weh-deh, darf ich dich um etwas bitten? Würdest du mir über die japanischen Truppenbewegungen berichten, wenn du etwas siehst – und auch über chinesische Kommunisten?«

»Ich? Spionieren?«, stieß Ai-weh-deh hervor. »Aber ich bin ein Christ! Gottes Sohn starb für alle Menschen – auch für Japaner. Ich kann in diesem Krieg nicht Partei ergreifen ... ich muss neutral bleiben.«

»Neutral!« Linnans Stimme hatte wieder an Schärfe zugenommen. »Ich versuche doch nur, das Leben meiner Leute zu retten ... *deiner* Leute, Ai-weh-deh! Du bist schließlich auch chinesischer Staatsbürger. Bitte denk noch mal darüber nach. Ich verlange nicht, dass du gegen deine Überzeugung handelst – nur, dass du Informationen weiterleitest.«

»Nun, gut«, versprach Ai-weh-deh. »Ich werde darüber nachdenken.«

Man hörte ein leises Rascheln am Eingang der Höhle, als Colonel Linnan zu den Jungen hinüberging, um zu schlafen. Ai-weh-deh kroch in die Höhle der Mädchen und suchte sich einen Platz zwischen den warmen Körpern, die sich eng aneinandergeschmiegt hatten.

Ninepence lag noch lange wach und starrte auf die flackernden Lichter, die an den Wänden entlanghuschten.

EINHUNDERT DOLLAR BELOHNUNG!

Als Ninepence am nächsten Morgen erwachte, war Colonel Linnan fort.

Doch an diesem Tag hatten sie wieder Besuch! Niemand konnte sich Bei Chai Chuang nähern, ohne gesehen zu werden. Trotzdem war Ninepence überrascht, als einer der Dorfbewohner einen Mann zu Ai-weh-deh führte, als diese gerade dabei war, den Topf mit Hirse und Gemüse auf achtunddreißig Schüsseln zu verteilen. Zuerst schien der Mann Ninepence völlig fremd. Er sah alt und gebrochen aus; sein Mund stand offen, und seine Augen starrten ins Leere. Jedoch, irgendetwas an dem Alten kam ihr bekannt vor ...

»Ai-weh-deh?«, flüsterte er mit rauer Stimme. »Sie ... sie sind alle fort.«

»Hsi-Lien!«, rief Ai-weh-deh und erkannte ihren alten Freund, den Maultiertreiber.
»Was ist passiert?



Ist etwas mit deiner Familie? ... Less! Gib Hsi-Lien etwas zu essen.«

Der Maultierreiber schien das Essen, das man ihm vorgesetzt hatte, gar nicht zu bemerken. Ai-weh-deh musste immer wieder nachhaken, aber schließlich kam seine Geschichte heraus.

Nachdem Hsi-Lien Yangcheng verlassen hatte und nach Chowtsun, seinem Dorf, zurückgekehrt war, hatte er seine Frau mit den Kindern wohlbehalten vorgefunden. Aber einige Tage darauf, als sie gerade zu Abend aßen, kam eine japanische Patrouille. Sie führten Hsi-Lien vor die Hütte. Als sie erfuhren, dass er Maultierreiber war, meinten sie: »Du bist stark und kennst dich in den Bergen aus. Du wirst unsere Munition tragen. Wenn du tust, was wir dir sagen, wird deiner Familie nichts geschehen.«

»Aber ich kann nicht!«, hatte er geschrien. »Ich bin jetzt ein Christ; ich kann nicht kämpfen und meine Brüder töten – oder meine Feinde. Wenn ich eure Munition trage, helfe ich euch, mein Volk zu töten. Ich ... ich kann das nicht!«

Die japanischen Soldaten gerieten außer sich vor Wut. Aber anstatt Hsi-Lien zu töten, banden sie ihn an einen Pfosten vor seinem Haus. Dann sperrten sie seine Frau und die Kinder darin ein und zündeten das Haus an ...

Ninepence hielt sich die Ohren zu und lief zurück in die Höhle. Sie wollte nichts mehr hören! Diese Nacht weinte sie sich in den Schlaf, weinte wegen der armen Kinder von Hsi-Lien, die man verbrannt hatte, weil ihr Vater Christ war.

»Es ist zu schwer, ein Christ zu sein«, meinte Ninepence am nächsten Tag zu Less, als sie Ai-weh-deh, Hsi-Lien, Feng und zwei kräftigen Bauern aus Bei Chai Chuang nachblickten, die Richtung Chowtsun aufgebrochen waren, um Hsi-Liens Familie ein angemessenes Begräbnis zu bereiten. »Ich hätte das nicht tun können, was Hsi-Lien getan hat. Ich hätte ihre blöde Munition getragen.«

»Ich weiß«, meinte Less. »Aber ... die Soldaten hätten Hsi-Lien und seine Familie vielleicht auch so getötet. Feng sagt, so sei der Krieg nun mal.«

Als Ai-weh-deh, Feng und die Bauern zurückkamen, war Hsi-Lien immer noch bei ihnen. »Wir sind jetzt seine Familie«, meinte Feng zu den Kindern und legte seinen Arm um den alten Maultiertreiber, der immer noch vor Trauer und Entsetzen wie gelähmt war. »Ich werde mich um ihn kümmern, wie um meinen eigenen Bruder.«

Ai-weh-deh hatte Neuigkeiten für alle. »Die nationalistischen Soldaten haben die Japaner aus Yangcheng vertrieben. Der Mandarin ist bereits zurückgekehrt ... und wir sind den guten Leuten von Bei Chai Chuang

schon lange genug zur Last gefallen.« Sie sah zu Feng und den Kindern hinüber. »Darum ... denke ich, sollten wir zur Herberge zu den acht Glückseligkeiten zurückkehren und unseren Leuten beim Wiederaufbau der Stadt helfen. Was meint ihr?«

»Hurra!«, jubelte Less. Er war es langsam leid, Schafen und Kühen über die steilen Bergpfade nachzujagen.

»Hurra!«, jubelten die anderen Kinder. Das Abenteuer, in Berghöhlen zu schlafen, hatte langsam seinen Reiz verloren, und sie freuten sich auf ihr Zuhause, wo sie einen schönen, warmen *k'ang* zum Schlafen hatten.

»Ich auch?«, fragte Bao-Bao und zeigte mit dem Finger auf sich. Alle lachten!

Nur Feng war nicht erfreut über die Rückkehr nach Yangcheng. »Muss ich dann wieder ins Gefängnis, Ai-weh-deh?«, fragte er ernst.

»Nein, nein!«, versicherte sie ihm. »Ich habe für dich unterschrieben; nun bin ich für dich verantwortlich – und ich werde dich nicht zurück ins Gefängnis lassen.«

Ohne Yang war die Herberge zu den acht Glückseligkeiten nicht mehr wie früher. Feng gab sein Bestes, um Kochen zu lernen, aber der Hirsebrei war oft angebrannt, das Gemüse fast roh, die Bandnudeln ... nun

ja. Manchmal dachte Ninepence, dass sie wahrscheinlich besser für ihre große Familie kochen könnte als er.

Nur etwa die Hälfte der Bewohner Yangchings war zurückgekehrt, sodass die Aufbauarbeiten recht schleppend vorangingen. Einige hielten es für reine Zeitverschwendung. »Diese Flugzeuge kommen vielleicht zurück und werfen wieder ihre Bomben ab; dann ist alle Arbeit umsonst gewesen«, grollten sie. An erster Stelle, vor dem Wiederaufbau der Häuser, stand jedoch die Bestellung der Felder, damit man wieder etwas zu essen hatte.

Mit der Hilfe von Feng, Hsi-Lien und einigen Männern des Mandarins gelang es, das obere Stockwerk der Herberge wieder zu reparieren. Einige wenige Maultierkarawanen kamen über die Pfade, und einige Männer übernachteten in der Herberge; die Geschäfte liefen aber eher schlecht. Seit die Stadt Luan im Norden sich in der Hand der Feinde befand, war aus der Warenflut von früher nur ein spärliches ›Rinnsal‹ geblieben.

Manchmal kamen nationalistische Soldaten nach Yangcheng und brachten Neuigkeiten über den Krieg. Tsehchow war von den Japanern eingenommen worden ... dann hatten die Nationalisten es zurückerobert. Die meisten Kämpfe fanden unten in den Tälern statt; Yangcheng schien sicher zu sein ... fürs Erste.

Ai-weh-deh nahm ihre Besuche der umliegenden Dörfer wieder auf, jedoch nicht in der Rolle der offiziellen Fußinspektorin. Es war jetzt nicht die Zeit, das neue Gesetz durchzusetzen ... aber sie wollte die kleinen Gruppen der Christen ermutigen, die sich nicht nur in Yangcheng, sondern auch in Bei Chai Chuang, Chowtsun und einigen anderen Bergdörfern gebildet hatten.

Ninepence war sich sicher, dass das nicht alles war, was Ai-weh-deh auf ihren Reisen tat. Wenn sie zurückkam, sah Ninepence sie Briefe an Colonel Linnan, Nationalistische Armee, Tsehchow, schreiben. Hatte Ai-weh-deh sich nach allem nun doch entschlossen, für den Colonel zu spionieren?

Ninepence hatte nicht viel Zeit, über diese Briefe nachzudenken, denn immer wieder brachte Ai-weh-deh ein oder zwei Kinder von ihren Reisen mit, die bei den Kämpfen zwischen Chinesen und Japanern oder zwischen Nationalisten und Kommunisten zu Waisen geworden waren. Als der Sommer in den Herbst überging und der Herbst in den Winter, waren immer mehr Kinder in der Herberge zu den acht Glückseligkeiten. Ai-weh-dehs Sicht der Dinge schien zu sein: »Es sind schon so viele, also kommt es auf eins mehr – oder zehn – auch nicht an. Gott wird uns versorgen ... irgendwie.«

Aber es war ein strenger Winter. Jedes größere Kind hatte auf ein kleineres Kind – oder zwei oder drei – zu achten. Die Menschen von Yangcheng gaben so viel Lebensmittel wie sie konnten. Trotzdem mussten Ninepence und die anderen Kinder oft mit nur einer kleinen Schüssel Hirsebrei auskommen.

Jedoch beschwerte sich niemand über die Kälte und den Schnee, der sie in der Herberge zu den acht Glückseligkeiten gefangen hielt. Zumindest hatte der Schnee die Bergpässe unpassierbar gemacht, sodass die japanischen Soldaten nicht zu ihnen konnten. Zum ersten Mal, seit die Bomben auf Yangcheng gefallen waren, fühlten die Menschen sich entspannt und sicher.

Als die warme Frühlingsluft den Schnee auf den südlichen Bergen von Shansi schmelzen ließ, kamen wieder Neuigkeiten über die Maultierpfade den Berg hoch: Die Japaner waren im Anmarsch! Die Bürger von Yangcheng gerieten in Panik und flohen eilig in die umliegenden Bergdörfer. Ai-weh-deh und ihre wachsende Kinderschar, zudem noch Feng und Hsi-Lien, kletterten hinauf nach Bei Chai Chuang und verbargen sich in den Höhlen, bis die Gefahr vorüber war. Dann wurden die Japaner erneut zurückgedrängt, sodass die Bewohner von Yangcheng in ihre Häuser zurückkonnten und das Leben wieder in gewohnten Bahnen verlief.

Im kommenden Winter hatten sie in der Herberge zu den acht Glückseligkeiten noch mehr Mäuler zu stopfen, doch gab ihnen der Schnee eine gewisse Sicherheit. Manchmal lag Ninepence, die jetzt zwölf Jahre alt war, nachts auf einem der *k'angs*, eingepfercht zwischen Tiger Lily, Chrystal oder einem der neueren Mädchen, und versuchte sich daran zu erinnern, wie das Leben »vor der Bombe« gewesen war. Sie vermisste den alten Yang ... und die Nudelstreifen und die Hühnersuppe und die süßen Plätzchen, die er immer gemacht hatte. Jetzt gab es Tag für Tag immer nur Hirsebrei, Hirsebrei, Hirsebrei ...

Als der Frühling des Jahres 1940 den Maultierpfad wieder gangbar gemacht hatte, hörte man eines Nachts ein lautes Klopfen am Tor. Less, der nun fünfzehn Jahre alt war, lief hinaus, um zu sehen, wer dort war.

»Es ist Colonel Linnan, der dich sprechen möchte, Mama-san!«, rief er und rannte zurück in die Herberge. Der hübsche Offizier verschwendete keine Zeit auf Begrüßungszeremonien, sondern folgte Less gleich ins Haus, wo Ai-weh-deh gerade einigen kleineren Kindern half, sich fürs Bett fertig zu machen.

»Ai-weh-deh«, sagte er gehetzt, »ich bin gekommen, um den Mandarin zu treffen ... aber zuerst wollte ich dich sprechen – allein.«

Ai-weh-deh schien erfreut, ihn zu sehen. »Allein?«, lachte sie und tippte sich an ihr Kinn, wobei ihre Blicke durch den Raum voll mit Kindern schweiften. »Leichter gesagt als getan, Linnan.« Aber nachdem sie Feng gebeten hatte, die biblische Geschichte zu erzählen, ging Ai-weh-deh mit Colonel Linnan hinaus in den matschigen Innenhof und schloss die Tür hinter sich. Sie waren immer noch im Hof, als Feng die Lampen löschte und die Kinder schlafen schickte; man konnte ihre Stimmen hören, die abwechselnd laut und leise wurden.

Am nächsten Morgen schien Ai-weh-deh sehr erregt zu sein; Ninepence bemerkte, dass sie beim Verteilen des Hirsebreis manchem Kind einen zweiten Löffel auftat, während sie andere gänzlich übersah.

»Lass mich das machen«, meinte Ninepence plötzlich und nahm ihr den Löffel aus der Hand. Als alle Kinder etwas in ihren Schüsseln hatten, zog sie Ai-weh-deh zur Seite. »Was wollte Colonel Linnan, Mama-san?«, fragte sie ernst. »Wirst du ... wirst du ihn heiraten und uns verlassen?«

»Oh, Ninepence!«, seufzte Ai-weh-deh und berührte sanft das Gesicht des Mädchens. »Ich würde dich niemals verlassen! Du bist meine adoptierte Tochter, hast du das vergessen? Colonel Linnan wollte nur ... hatte nur Neuigkeiten über den Krieg. Ich ... ich

muss nur nachdenken, was ich tun soll. Mach dir keine Sorgen ... in Ordnung?»

Ninepence nickte, und Ai-weh-deh nahm sie schnell in die Arme. Aber als die kleine Frau hinaus-eilte, um die morgendlichen Aufgaben zu überwachen, rutschte ein Stück Papier aus ihrer Hosentasche und flatterte auf den Boden. Schnell hob Ninepence es auf.

»EINHUNDERT DOLLAR BELOHNUNG!«, stand oben auf dem Papier. Und weiter: »Einhundert Dollar Belohnung wurden von der japanischen Armee für Informationen ausgesetzt, die zur Ergreifung – lebendig – von ...« Hier waren drei Namen aufgelistet. Die ersten beiden waren Männer, von denen Ninepence nie etwas gehört hatte. Aber ihr Herz blieb fast stehen, als sie den dritten Namen las:

»Gladys Aylward, genannt Ai-weh-deh.«

ÜBER DIE BERGE

Ninepence hätte Ai-weh-deh gerne auf das Papier angesprochen, fürchtete sich aber davor. Dann kam ein Bote vom Mandarin in die Herberge zu den acht Glückseligkeiten. Atemlos und aufgeregt stieß er hervor: »Die Japaner planen einen Großangriff! Colonel Linnan hat Befehl von der obersten Heeresleitung der nationalistischen Armee bekommen, die Taktik der ›verbrannten Erde‹ anzuwenden!«

»Verbrannte Erde?«, fragte Feng verdutzt, während die Kinder sich mit großen Augen im Hof um Ai-weh-deh und Hsi-Lien geschart hatten, um die Neuigkeiten zu hören. »Was bedeutet das?«

»Wir müssen unsere Ernten verbrennen, die Dächer von den Häusern reißen, fliehen – jedoch keine Vorräte oder Unterschlupf für den Feind zurücklassen! Dann werden sie nicht so schnell vorankommen. Das ist ein Befehl!«



»Mama-san, sieh!«, rief Less und zeigte zum Horizont. Hinter den Mauern von Yangcheng stieg Rauch auf. Einige der älteren Jungen rannten zum Balkon im Obergeschoss hinauf, um zu sehen, was los war. »Es sind nationalistische Soldaten ... sie verbrennen die Ernte!«, rief Less hinunter.

Der Bote wandte sich an Ai-weh-deh. »Ja, man hat bereits mit der Vernichtung begonnen. Bis morgen müsst Ihr bereit zum Aufbruch sein.«

»Aber ... wohin sollen wir gehen?«, fragte Ai-weh-deh. »Ich habe fast hundert Kinder hier! Wir sind viel zu viele, um uns in den Höhlen von Bei Chai Chuang zu verstecken.«

»Nein, nein«, meinte der Bote. »Das ist viel zu nah. Der Mandarin lässt Euch sagen, dass Madame Chiang Kai-shek, die Frau des nationalistischen Generals, in Sian Waisenheime errichtet hat; dorthin sollt Ihr die Kinder bringen.«

»Sian!«, entrüstete sich Ai-weh-deh. »Aber ... das ist in der nächsten Provinz ... hinter den Bergen ... auf der anderen Seite des Gelben Flusses!«

»Ja, ja!«, stimmte der Bote zu. »Aber dort werdet Ihr sicher sein.« Dann wandte er sich zum Gehen. »Oh ... eine Sache noch. Der Mandarin möchte Euch noch Lebewohl sagen, bevor Ihr geht. Würdet Ihr wohl heute Abend zu einer Feierstunde in den *yamen* kommen? Ihr seid mit Euren drei Adoptivkindern eingeladen.«

»Ja ... ja, natürlich«, sagte Ai-weh-deh geistesabwesend. Minutenlang stand sie mit geschlossenen Augen da. Ninepence bemerkte, wie müde ihre Adoptivmutter aussah.

Aber dann straffte Ai-weh-deh ihre Schultern und holte tief Luft. »Kommt, Kinder ... wir haben ein großes Abenteuer vor uns – wir gehen über die Berge! Less, du gehst mit den Jungen hinauf und zerstörst das Dach! Ninepence ... Tiger Lily ... Glorious Ruby ... alle größeren Mädchen – ihr helft mir beim Packen. Jedes Kind muss eine Decke, eine zusätzliche Jacke, ein Paar Schuhe, eine Schüssel und Essstäbchen in seinem Bündel haben ...«

Less, Ninepence und Bao-Bao waren so aufgeregt wegen der Einladung des Mandarins zu einem Abschiedsfest in seinem Haus, dass sie kaum essen konnten. Ai-weh-deh war die einzige anwesende Frau ... und saß auf dem Ehrenplatz direkt neben dem Mandarin. Der Gefängnisaufseher war da, Lu-Tchen und einige andere wichtige Kaufleute, Regierungsbeamte sowie Colonel Linnan und einige Offiziere der Armee.

Das »Festmahl« war jedoch sehr einfach: gedämpftes Obst, Brot, Fisch, Schüsseln mit Hirse, Erdnüsse und Tee – gut, aber nicht gerade so, wie Ninepence es sich vorgestellt hatte. »Das ist wegen des Kriegs. Zu

dumm«, flüsterte Less. »Niemand hat jetzt noch teures Essen – nicht einmal der Mandarin.«

Nach dem Mahl stand der Mandarin auf, hob seine Hand und bat um Ruhe. »Ich habe Euch heute Abend zu diesem Festessen gebeten, um Abschied zu nehmen«, begann er mit sichtlich bewegter Stimme, »aber auch, um einer ganz bestimmten Person die Ehre zu erweisen. Wir alle kennen Ai-weh-deh, ehemals Gladys Aylward ...«

Verlegen senkte Ai-weh-deh die Augen. Less grinste und stupste Ninepence an.

»In ihrer Rolle als mein offizieller Fußinspektor hat sie sich sehr verdient gemacht«, fuhr der Mandarin fort, »während sie gleichzeitig eine bekannte Herberge für die Maultiertreiber führte – ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für unsere Stadt. Seit damals haben sie und ich viele lange Gespräche über den christlichen Glauben geführt – über den Glauben, der sie, wie sie gesagt hat, seinerzeit nach China geführt hat. Ich meine, dass wir alle diesen Glauben an ihren Werken erkennen konnten, als sie sich um unsere Armen und Kranken gekümmert hat ... als sie geholfen hat, mehr Menschlichkeit für die Häftlinge in das Gefängnis zu bringen ... und sich mütterlich um zahllose Waisen gekümmert hat.«

Alle um den Tisch Versammelten nickten respektvoll mit den Köpfen.

»Es gibt keine Möglichkeit, Euch angemessen dafür zu danken, Ai-weh-deh«, sagte der Mandarin und blickte ihr ins Gesicht, »außer ... dass ich Euren Glauben teilen möchte, Ai-weh-deh. Ich will Christ werden.«

Ai-weh-dehs Augen wurden groß, der Mund stand ihr vor Erstaunen offen. »E-eure Exzellenz«, stotterte sie, »ich ... ich weiß gar nicht, was ich sagen soll, außer ... dass ich glücklich bin. Oh, ja, ich bin so glücklich!«

Der siebenjährige Bao-Bao war eingeschlafen und lehnte an Ninepence, als sich das Gespräch den näher rückenden Japanern zuwandte und wie man die Stadt am besten evakuieren könnte. Die Kinder warteten noch, während Ai-weh-deh allein mit dem Mandarin sprach, nachdem die anderen Gäste bereits gegangen waren. Als sie schließlich den *yamen* verließen, um nach Hause zu gehen, war Ninepence überrascht, Colonel Linnan zu sehen, der draußen auf sie gewartet hatte.

»Ai-weh-deh«, sagte der Colonel, sein junges, hübsches Gesicht von Sorgenfalten durchzogen, »hast du dir mein Angebot noch mal überlegt? Es ist meine Schuld, dass die Japaner nach dir suchen! Aber meine Soldaten werden dich schützen und in Sicherheit bringen.«

Ai-weh-dehs Augen füllten sich mit Tränen. »Ich danke dir, Linnan. Ich ... ich weiß, dass du nur an

meine Sicherheit denkst. Aber ...« Sie zog Bao-Bao und Ninepence nahe an sich heran, während Less beschützend dabeistand. »... *ich* bin für diese Kinder verantwortlich. Ich werde niemals meine eigene Sicherheit vor ihre stellen.«

Colonel Linnan schluckte mühsam. Es fiel ihm schwer, zu sprechen. »Ich weiß«, sagte er flüsternd. »Aber ich fürchte ..., dass dies ein Abschied für immer ist.«

Niemand sagte ein Wort. Die Sterne standen am Himmel; die Nacht über Yangcheng war ruhig und friedlich. Colonel Linnan nahm Ai-weh-dehs Hand in seine und küsste sie zärtlich. Im nächsten Moment war er verschwunden.

Die lange Reihe der Kinder schlängelte sich den Pfad entlang, auf dem sonst die Maultierkarawannen über die Berge zogen. Es ging nach Shaansi, in die nächste Provinz. Die Aprilsonne schien warm auf ihre bloßen Köpfe.



Die kleinen Kinder hüpfen über die Steine wie aufgeregte Hasen.

Der Mandarin hatte ihnen zwei Säcke voll Hirse für die Reise mitgegeben sowie zwei Männer, die diese Säcke abwechselnd trugen. Feng trug einen eisernen Topf zum Kochen und Ai-weh-deh einen großen Vorrat an Streichhölzern und heißem Tee in ihrem Bündel. Aber schon bald stellte sich heraus, dass Hsi-Lien zu schwach für die Reise war. Der Mandarin, der nun gläubig geworden war, hatte eingewilligt, den unglücklichen Maultiertreiber mit in sein Heimatdorf zu nehmen.

Als die Sonne am Ende des ersten Tages hinter den Bergen verschwand, wurden viele der kleinsten Kinder von den größeren huckepack getragen.

»Wo werden wir schlafen, Ninepence?«, fragte Bao-Bao ängstlich und blickte auf die länger werdenden Schatten. Von den Maultiertreibern hatte er viele Geschichten über Räuber gehört, die in den Bergen ihr Unwesen trieben.

»Ai-weh-deh sagt, dass es weiter oben ein Dorf gibt, nur etwa einen Tagesmarsch von Yangcheng entfernt. Vielleicht wird man uns dort Schutz geben«, antwortete Ninepence. Auch sie dachte an die Banditen.

In diesem Moment ging die Nachricht durch die Reihe: »Das Dorf! Es liegt gleich hinter der nächsten Biegung!«

Das Dorf lag in den Bergen versteckt wie viele andere auch. Die meisten Bewohner bebauten kleine Felder in den Schluchten oder hatten sich kleine Ackerflächen an den Berghängen ausgehauen. Dieses Dorf besaß auch einen eigenen buddhistischen Tempel. In diesem durften die Kinder übernachten. Müde von der langen Reise kauerten sie sich wie kleine Hunde auf dem Fußboden zusammen und schliefen sofort ein.

Nach den dünnen Büschen, die entlang des Maultierpfades wuchsen, gelangten sie am nächsten Tag in einen dichten Wald. Ungeduldig über das langsame Vorkommen der kleineren Kinder liefen die älteren Jungen voraus und markierten den Weg für die anderen.

Der fröhliche Eifer, mit dem sie morgens losgezogen waren, ließ jedoch schon bald nach. »Ich bin müde, Ai-weh-deh ... können wir nicht Rast machen?«, und: »Sind wir bald da?«, beschwerten sich die Kinder.

»Nein, nein ... wir müssen noch viele Tage weiterwandern«, tröstete Ai-weh-deh sie. »Aber kommt, lasst uns etwas singen! Das wird uns für einige Kilometer Kraft geben. Hört her ... ich werde euch ein neues Lied beibringen.«

Und bald hallte das Lied »We are marching to Zion, beautiful, beautiful Zion« (ins Deutsche übersetzt: »Wir marschieren nach Zion, dem schönen, schönen Zion«) in jungen chinesischen Stimmen von den Bergen.

In dieser Nacht gab es kein Dorf, sodass Ai-weh-deh, Feng und die Kinder ihre Decken ausrollten und im Freien übernachten mussten. Wieder fielen die Kinder, müde von der langen Wanderung, sogleich in tiefen Schlaf.

Drei Tage vergingen, dann vier; Routine kehrte ein. Der Morgen begann gewöhnlich mit Fangenspielen. Fröhliches Jauchzen erscholl aus den Reihen. Wenn die Sonne hoch über ihren Köpfen stand, blies Ai-weh-deh auf ihrer Pfeife, sodass alle zusammenkamen, um das Mittagessen einzunehmen, das in dem großen Eisentopf gekocht wurde. Dann, wenn die Schatten länger wurden, mussten viele der kleineren Kinder getragen werden. Das war der Augenblick, wo Less und ein paar ältere Jungen vorausliefen, um einen Platz zum Übernachten zu finden. Manchmal ließ ein mitfühlender Dorfbewohner sie in seinem Hof übernachten; die anderen Nächte verbrachten sie unter dem Sternenzelt in den Bergen.

Am fünften Tag ging die Hirse, die der Mandarin ihnen mitgegeben hatte, zur Neige und die beiden Helfer machten sich zurück auf den Heimweg. Am sechsten Tag fanden sie kein Dorf, von dem sie sich etwas zu essen hätten erbetteln können. In jener Nacht rollten die Kinder sich in ihre Decken ein und hatten nur das Wasser einer Bergquelle, um ihre Mägen zu füllen.

Als Ninepence sich nah bei Tiger Lily in ihre Decke gekuschelt hatte, Precious Pearls warmen Atem im Nacken spürend, sah sie Ai-weh-deh, die immer noch am Lagerfeuer saß. Und dann hörte sie eine bekannte Melodie, die sie in den Schlaf sang:

*Count your blessings,
Name them one by one, ...*

»Welche Segnungen?«, murrt Ninepence vor sich hin und rutscht mit ihrer Hüfte von einem scharfen Stein, der durch ihre Decke drückt. »Blasen an meinen Füßen, kein Abendessen, Sonnenbrand auf meiner Nase ... und jetzt fängt es auch noch an zu regnen!«

Am nächsten Morgen waren alle Kinder entmutigt, hungrig und schlecht gelaunt. Ninepence war gereizt. »Lasst mich in Ruhe!«, fauchte sie schließlich Tiger Lily und Bao-Bao an, mit denen sie sonst immer gerne zusammen war. Dann stapfte sie durch die krüppeligen Büsche davon.

Die Zwölfjährige verließ den Zug und kletterte den felsigen Berghang höher hinauf, hielt an und schritt dann parallel zu den anderen weiter. *Das ist großartig!*, dachte sie. Als eines der »großen« Mädchen hatte sie nur selten einen Moment für sich allein. Sie war ständig damit beschäftigt, Nasen zu putzen, aufgeschlagene Knie zu küssen oder die Geschichte von Noah und den Tieren zu erzählen – zum hunderttausendsten Mal.

Nach dem nächtlichen Regenschauer begann der Tag wolkenverhangen, doch schon bald brach die Sonne durch. Ninepence schloss halb die Augen und genoss die willkommene Wärme auf ihrer feuchten Jacke. Sie hörte das Jammern der müden Kinder tief unter ihr, fühlte sich jedoch weit fort von der zerlumpten Schar, die sich in einer langen Schlange den Pfad entlangbewegte, vorbei an Felsblöcken, durch struppiges Gebüsch und Fichtengehölz. Während sie in der friedlichen Landschaft versank, nahmen ihre Augen plötzlich eine Bewegung weiter vorne auf dem Weg wahr. Waren einige der Jungen etwa so weit vorgelaufen? Sie wunderte sich. Aber nein! Jetzt konnte sie es sehen: Mindestens zwanzig Personen gingen den Pfad entlang ... *auf sie zu!*



Dann blitzte Metall im Sonnenlicht auf ... viel Metall ... und der Bergwind trug das eindeutige Wiehern eines Pferdes an ihr Ohr.

Ninepences Mund wurde trocken.

Soldaten! Ai-weh-deh und die Kinder liefen direkt in die Arme feindlicher Soldaten!

ÜBERS WASSER GEHEN

In Windeseile warf sich Ninepence auf den Boden und rutschte den steinigen Abhang bis zu den anderen hinunter.

Ihre Hände schmerzten, als sie nach den rauen Zweigen der Büsche griff, um nicht abzustürzen.

Eine Lawine aus kleinen, losen Steinen und Sand kündigte sie an. »Ninepence!«, fing Ai-weh-deh an zu schimpfen. »Wo bist du gewesen?«

»Soldaten, Mama-san!«, flüsterte sie aufgebracht. »Direkt vor uns! Ich habe sie gesehen!«

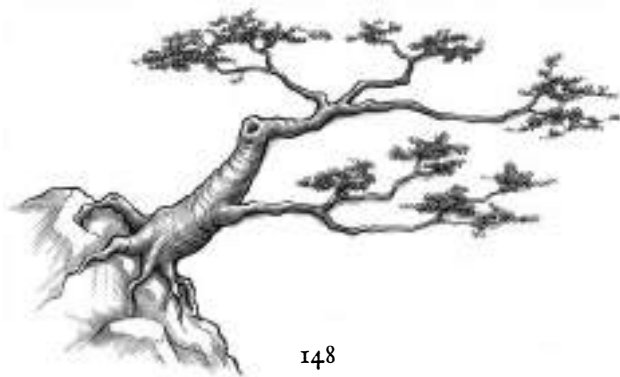
Sofort begann Ai-weh-deh zu laufen und die vorseilenden Kinder zurückzuholen. Ninepence lief die Reihen entlang zum Ende des Zuges und flüsterte den Kindern zu: »Versteckt euch! Soldaten! Schnell, versteckt euch!«

Ein dreijähriges Mädchen sah, wie einige der größeren Kinder den Pfad verließen, um sich im Gelände zu verstecken, und stieß einen ängstlichen Schrei aus. Ninepence schnappte die Kleine und hielt ihr den Mund zu. »Pssst! Pssst!«, wisperte sie dem Kind ins Ohr, während sie über die Felsen auf ein kleines Fichtenwäldchen zukletterte.

Als sie die Bäume erreicht hatten, ließen sie sich auf den Boden fallen. Noch fünf oder sechs weitere Kinder hatten sich dort zwischen den Zweigen versteckt. Ninepences Herz schlug zum Zerspringen. So viele Kinder konnten sich unmöglich vor den Soldaten verstecken!, dachte sie außer sich vor Angst. Ein kleines Kind könnte weinen ... jemand könnte entdeckt werden! In ihrer Verzweiflung presste sie weiter die Hand auf den Mund der Kleinen, die von lautlosen Schluchzern geschüttelt wurde.

Nach einer Weile hörte sie Ai-weh-dehs Stimme. »Kinder! Kinder! Es ist alles in Ordnung ... ihr könnt herauskommen. Einige nationalistische Soldaten haben uns gefunden!«

Froh und erleichtert kamen die Kinder hinter beinahe jedem Baum und jedem großen Felsen entlang des Weges hervor. Ninepence nahm die Hand vom Mund des Mädchens, das sogleich eine Hand zur Faust ballte und nach ihr schlug. Dann lief sie davon.



Als Ninepence zu den anderen Kindern und den Soldaten zurückging, schämte sie sich. Sie hatte alle in Angst und Schrecken versetzt; dabei waren es doch nur nationalistische Soldaten.

»Sie gehen den ganzen Weg nach Sian zu Fuß ... mit all diesen Kindern?«, fragte der diensthabende Offizier erstaunt. »Aber bis dahin sind es noch viele Tage ...«

»Ja, ja, wir sind auf dem Weg nach Sian«, unterbrach ihn Ai-weh-deh ungeduldig. »Aber im Augenblick brauchen wir etwas zu essen. Die Kinder haben schrecklichen Hunger. Können Sie uns helfen?«

Der Offizier bellte einen Befehl, und sofort öffneten einige Soldaten ihr Gepäck, um ihre Rationen an Erdnüssen zu teilen, während der Koch einen großen Topf Hirse zum Kochen brachte. Schon bald darauf streckten die Kinder ihre Schüsseln nach dem vertrauten Essen aus.

Ninepence hielt sich im Hintergrund; sie schämte sich immer noch, weil sie falschen Alarm gegeben hatte. Doch Ai-weh-deh beugte sich zu ihrem Ohr und flüsterte: »Ninepence, du hast genau das Richtige getan. In Kriegszeiten kann man gar nicht vorsichtig genug sein. Ich bin stolz auf dich! Jetzt geh und hol dir deine Ration ... geh! Geh schon!«

Der Sack Hirse, den die Soldaten Ai-weh-deh gegeben hatten, reichte für vier Tage aus – aber nur, weil Feng an einem Abend kein Wasser zum Kochen auftreiben konnte. Am zwölften Tag nach ihrer Abreise aus Yangcheng wurde der gesundheitliche Zustand der Kinder jedoch zusehends schlechter.

Wie bei den anderen waren auch Ninepences fadenscheinigen Stoffschuhe schon lange durchgelaufen und sie stolperte mit Blasen an den geschwollenen Füßen auf dem Maultierpfad entlang. Das fröhliche Singen hatte fast ganz aufgehört. Der ständige Aufenthalt unter der Sonne hatte ihr Gesicht verbrannt und die Lippen aufspringen lassen. Ihre Zunge fühlte sich vor Durst dick und pelzig an. Kleider und Haare waren staubbedeckt, aber das war ihr egal. Alles, was sie wollte, war, den Fluss zu erreichen ... den Fluss ...

Und dann ging der raue Schrei die Reihe entlang:
»Der Fluss! Der Gelbe Fluss!«

Wahrhaftig! Als die Reihe der Kinder sich die Gebirgsausläufer hinunterschlängelte, konnten sie die Stadt Yuan Ku unter sich erkennen – und hinter der Stadt glitzerte in einiger Entfernung der Flusslauf in der Sonne.

Aufregung besiegte Erschöpfung und Blasen: Wasser, Essen und Schutz waren nur ein paar Kilometer entfernt! Kindliche Stimmen begannen spontan zu singen: »*Count your blessings, name them one by one, ...*«



Als sie jedoch die Stadt Yuan Ku erreicht hatten, herrschte dort seltsame Stille und Leere. Viele Häuser und Gebäude waren zerstört; Trümmer lagen auf den Straßen.

»Hallo! Ist hier jemand?«, rief Feng, als er mit der Faust an ein Hoftor nach dem anderen schlug. Aber er bekam keine Antwort. Nicht einmal ein Hund bellte.

Die ganze Stadt war verlassen.

Einige Kinder fingen vor Enttäuschung und Hunger an zu weinen. Selbst Ai-weh-deh hatte Mühe zu sprechen. »Das macht nichts«, meinte sie schließlich. »Wir werden zum Fluss weiterziehen. Alle Jungen über zehn ... ihr sucht in den leeren Häusern nach etwas Essbarem. Alle anderen kommen mit mir ... wir haben es über die Berge geschafft; dann schaffen wir es auch bis zum Fluss.«

Die letzten fünf Kilometer waren eine Qual für Ninepence. Aber als sie den Anlegeplatz der Fähre am Flussufer erreicht hatten, ließen sie und die Kinder sich ins flache Wasser fallen, lachten und spritzten das kühle Nass über ihre verbrannten Gesichter und geschundenen Füße. Die älteren Jungen fanden etwas angeschimmelte Hirse in einem der Häuser sowie etwas flaches, hartes Brot in einer verlassenen Bäckerei. Feng kochte die Hirse – es war eher eine wässrige Suppe als ein Brei –, und sie tauchten kleine Stücke Brot hinein, um sie den kleinsten Kindern zu geben.

»Aber wo ist die Fähre?«, wollte Less wissen, schirmte die Augen mit seiner Hand vor der untergehenden Sonne ab und hielt den Fluss hinauf und hinunter Ausschau nach dem Schiff. Nichts!

»Vielleicht sind wir zu spät gekommen und sie ist bereits auf der anderen Seite«, überlegte Ai-weh-deh. »Kommt ... wir wollen noch eine biblische Geschichte hören und dann schlafen gehen. Morgen wird dann ein Boot kommen.«

Jedoch kam am nächsten Tag kein Boot. Und als sie noch einen weiteren Tag und eine Nacht gewartet hatten, begann Ai-weh-deh sich ernstlich Sorgen zu machen. Ninepence hörte, wie sie zu Feng sagte, dass offensichtlich Japaner Yuan Ku bombardiert hatten und die Bevölkerung über den Fluss geflüchtet war. Aber warum schickten sie die Fähre nicht für andere Flüchtlinge zurück?

Die größeren Jungen gingen noch zweimal nach Yuan Ku zurück, um nach Nahrung zu suchen. Die wenigen Dinge, die sie fanden, wurden in einem Topf zusammengeworfen, jedoch stillte die wässrige Suppe kaum den ständigen Hunger in ihren Bäuchen. Als die Sonne zum dritten Mal tief über dem weit entfernten anderen Ufer des Flusses stand, lagen die Kinder im Sand, zu hungrig und zu müde, um im Wasser zu spielen. Ai-weh-deh ging auf und ab und suchte mit den Augen den Horizont ab. Aber da war immer noch kein Boot.

Etwas beschäftigte Ninepence. »Mama-san?«, fragte sie. »Erinnerst du dich an die Geschichte in der Bibel, die du uns so oft erzählt hast ... wie Mose die Kinder Israel bis ans Rote Meer geführt hat ... und ihre Feinde ihnen dicht auf den Fersen waren?«

Ai-weh-deh runzelte die Stirn. »Ja, ich erinnere mich.«

»Und Gott sagte Mose, dass er die Fluten teilen sollte – und Gottes Volk konnte auf dem Trockenen hindurchziehen?«

»Ja.«

»Also ... warum teilt Gott nicht den Gelben Fluss für uns, damit wir auf die andere Seite können?«

Ai-weh-deh war für einen Moment sprachlos; dann rannen Tränen über ihre Wangen. »Ich bin nicht Mose, Ninepence.«

»Aber ... Gott ist Gott – das hast du uns so oft gesagt. Wenn Gott wirklich Gott ist, dann kann er uns auch über den Fluss bringen.«

Ai-weh-deh war lange Zeit still. Dann zog sie Ninepence zu sich heran und nahm sie in die Arme. »Du hast recht, meine liebe Tochter. Mein Glaube ist so klein gewesen ... lass uns alle Kinder zusammenrufen. Wir wollen beten!«

Feng schichtete das Feuer auf und die Kinder versammelten sich um die Flammen. Dann erzählte Ai-weh-deh noch einmal die Geschichte von Mose und

dem Roten Meer. Danach betete sie. Viele Kinder taten es ihr gleich und sprachen ebenfalls, eines nach dem anderen, ein Gebet.

»Bitte, Gott, schick uns ein Boot«, sagte Tiger Lily.

»Gott, könntest du das Wasser zurückhalten und einen Maultierpfad für uns auf dem Grund schaffen?«, betete Ninepence.

»Oder vielleicht könnten wir auf dem Wasser gehen, wie Jesus!«, piepste Bao-Bao und kniff dabei seine Augen fest zu.

»Danke, Gott, dass du uns alle sicher über die Berge geführt hast«, betete Less. »Wenn es nicht zu viel verlangt ist, würden wir jetzt auch gerne über den Gelben Fluss kommen.«

Kaum jemand konnte danach schlafen. So erzählte Ai-weh-deh noch eine biblische Geschichte ... und noch eine. Zwischendurch sangen sie: »Jesus loves me« ... »This little light of mine« ... und »Trust and Obey« (ins Deutsche übersetzt: »Jesus liebt mich« ... »Dieses kleine Licht von mir« ... »Vertraue und gehorche«).

Plötzlich trat ein Fremder zu ihnen ans Feuer.

»Ein Soldat!«, schrie jemand.

Erstaunt stand Ai-weh-deh auf. Zum ersten Mal bemerkte Ninepence, wie dünn ihre Adoptivmutter geworden war, wie sie schwankte, als ob sie vornüberfallen würde.

»Sind Sie auf Befehl hier?«, fragte der Soldat grimmig und blickte die kleine Frau von oben bis unten an. Ninepence konnte an seiner Uniform erkennen, dass er ein nationalistischer Soldat war. »Wer sind Sie ... und wer sind all diese Kinder?«

Ai-weh-deh antwortete höflich, dass sie eine Missionarin aus Yangcheng sei und all diese Kinder in ein Waisenhaus nach Sian brächte.

»Sie meinen ... Sie haben diese Kinder den ganzen Weg über die Berge gebracht?«, fragte der Mann erstaunt.

»Ja«, sagte sie müde. »Wir wollen den Fluss überqueren, um in Sicherheit zu gelangen.«

»Aber ... merken Sie denn nicht, dass dieses Gebiet bald ein Schlachtfeld sein wird?«, schimpfte der Offizier. »Die japanischen Bomber waren bereits da und ihre Armee ist auf dem Vormarsch!«

Feng erhob die Stimme: »Noch ein weiterer Grund, dass diese Kinder schnellstens über den Fluss gebracht werden! Aber ... wir sind schon seit drei Tagen hier und es ist noch kein Boot gekommen. Was ist geschehen?«

Der Offizier schüttelte den Kopf. »Der Fluss ist von der nationalistischen Regierung gesperrt worden. Aber ... ich denke, dass ich ein Boot für Sie besorgen kann. Es ist jedoch sehr gefährlich! Wenn ein japani-

sches Flugzeug kommt, während Sie auf dem Wasser sind ...«

Ai-weh-deh schwankte erneut. Erschrocken liefen Less, Ninepence und Bao-Bao zu ihr, um sie zu stützen.

»Diese Frau ist krank!«, meinte der Offizier in ernstem Ton zu Feng. »Ihr müsst dafür sorgen, dass sie in ärztliche Behandlung kommt, sobald ihr das andere Ufer erreicht habt.«

»Nein ... es geht schon wieder«, meinte Ai-weh-deh, und ein Lächeln huschte über ihr erschöpftes Gesicht. »Seht ihr?«, wandte sie sich den Kindern zu, die sich um sie versammelt hatten. »Gott wird uns über dieses Gelbe ›Meer‹ bringen ... genauso wie Mose und die Kinder Israel!«

»Nur dass wir *auf* dem Wasser gehen«, lachte Bao-Bao.

Der Offizier ging zum Anlegeplatz und blies dreimal laut auf einer Pfeife. Als sie die Pfeife hörten, kamen acht junge Männer eines Aufklärungstrupps aus dem Gebüsch. Dort hatten sie sich so lange versteckt gehalten, bis der Offizier herausgefunden hatte, dass das Feuer und der Gesang keine Falle der Japaner waren. Sie waren nur wenig älter als Less ... Zur selben Zeit erscholl ein Ruf von den Kindern her: »Das Boot! Das Boot kommt!«

Es war das Boot, das den Offizier und seine Truppe nach Sonnenuntergang abholen sollte, wenn die Gefahr durch tief fliegende japanische Flugzeuge nicht mehr so groß war. Die Bootsleute waren überrascht, als sie das Ufer voller Kinder vorfanden! Doch dann luden sie so viele wie möglich ein und ruderten zurück.

Sie mussten dreimal fahren, um alle Kinder hinüberzubringen. Feng fuhr mit dem ersten Boot und wartete am anderen Ufer. Ai-weh-deh kam mit dem letzten Boot, zusammen mit Bao-Bao, Less und Ninepence.

Das letzte Tageslicht verlosch am Horizont, als Ninepence die großen Ruder des Bootes beobachtete, die ins Wasser tauchten und wieder hochkamen. Die Provinz Shaansi war auf der anderen Seite ... darüber hinaus – immer noch ein paar Tagesmärsche entfernt – die Stadt Sian, ihre neue Heimat.

Hinter ihnen lag Yangcheng und die Herberge zu den acht Glückseligkeiten ... jetzt nur noch eine ausgebombte Ruine. Würden sie jemals wieder dorthin zurückkehren? Etwas tief in ihrem Inneren sagte Ninepence, dass es ein Abschied für immer war.

Sie lehnte sich an Ai-weh-deh und merkte, dass Bao-Bao eingeschlafen war; sein Kopf lag in Ai-weh-dehs Schoß. »Mama-san«, flüsterte sie, um ihren Bruder nicht aufzuwecken, »wirst du auch im Waisenhaus von Sian bleiben?«

Ai-weh-deh schüttelte den Kopf. »Nein, Ninepence. Ich bin nach China gekommen, um das Evangelium zu verbreiten ... und meine Aufgabe ist noch nicht beendet. Ich muss in die Dörfer gehen und den Menschen die gute Nachricht von Gottes Sohn erzählen.«

Ninepence setzte sich erschrocken auf und blickte Ai-weh-deh ins Gesicht. »Aber ... was ist mit uns? Mit mir, Less und Bao-Bao? Wirst du uns verlassen?«

Ai-weh-deh lächelte und schüttelte wieder den Kopf. »Nein, Ninepence. Ich werde euch nie verlassen. Du und Less und Bao-Bao, ihr seid meine eigenen adoptierten Kinder. Ihr werdet bei mir bleiben – egal, wo ich auch hingehen werde.«

Mit einem Seufzer entspannte sich Ninepence und lehnte sich wieder an Ai-weh-deh. *Jetzt* wusste sie, wo ihre Heimat sein würde:

›Heimat‹ war überall dort, wo Ai-weh-deh war.

MEHR ÜBER GLADYS AYLWARD

Gladys Aylward wurde im Februar des Jahres 1902 als Tochter eines Postboten in einer glücklichen Familie geboren. Wie viele englische Mädchen der Arbeiterklasse arbeitete sie als Stubenmädchen. Dieses Stubenmädchen hatte jedoch einen brennenden Wunsch: Sie wollte als Missionarin nach China gehen.

1928, im Alter von 26 Jahren, bewarb sie sich bei der China-Inland-Mission. Aber nach nur drei Monaten Ausbildungszeit riet ihr der Vorsitzende, ihre Hoffnung, nach China zu gehen, aufzugeben. Ihre Noten waren schwach, und bis zum Erreichen der Abschlussprüfung wäre sie fast 30 Jahre alt gewesen. Außerdem war man bei der Mission davon überzeugt, nur jüngere Menschen seien in der Lage, eine so schwere Sprache wie Chinesisch zu erlernen.

So entmutigt wurde Gladys dann »rescue sister« (Rettungsschwester). Als solche kümmerte sie sich um die Prostituierten, die in den Swansea Docks in Südwest Wales herumlungerten. Aber die Gewissheit, dass Gott sie nach China gerufen hatte, blieb weiterhin

bestehen. Als sie hörte, dass eine ältere Missionarin in China, Jeannie Lawson, eine jüngere Hilfe suchte, war Gladys klar: »Das bin ich!« Sie ging zurück in den Dienst als Stubenmädchen und sparte ihren Lohn für eine einfache Fahrkarte nach China.

Endlich, am Samstag, dem 15. Oktober 1932, nahm Gladys Abschied von ihrer Familie und Freunden und fuhr mit der Eisenbahn von England über Europa, Russland und Sibirien nach Tientsin, China, wo sie fast einen Monat später ankam.

Jeannie Lawson sollte in Tsehchow (was so viel wie »die Straße endet hier« bedeutet) in der Provinz Shansi sein; als Gladys jedoch einige Wochen später mit dem Bus dort eintraf, musste sie feststellen, dass Frau Lawson in die Berge nach Yangcheng gezogen war, etwa zwei Tagesreisen weiter westlich. Die einzige Möglichkeit, dorthin zu gelangen, war mit dem Maultier.

Als Gladys schließlich in Yangcheng ankam, konnte sie kaum ihre Freude unterdrücken, dass Gott sie endlich nach China gebracht hatte. Jeannie Lawson hatte ein auffälliges, altes Gasthaus außerhalb der Stadtmauern erworben; ihre Idee war es, daraus eine Herberge für die Maultiertreiber zu bauen, die mit den Maultierkarawanen ihre Waren über die Berge transportierten. Die Herberge sollte ihnen nicht nur ein gutes Essen und einen Platz zum Schlafen bieten, die

Frauen wollten ihnen auch noch Geschichten erzählen – biblische Geschichten.

Als Gladys gerade acht Monate in Yangcheng war, hatte Jeannie Lawson einen Unfall und starb nur wenige Monate später an den Folgen. Die Einnahmen aus der Herberge deckten kaum die Ausgaben, sodass Gladys dankbar war, als ihr der Mandarin von Yangcheng sagte, er bräuchte einen »offiziellen Fußinspektor«, denn die alte Sitte, nach der man allen Mädchen die Füße einschnürte, damit sie klein blieben, war gerade verboten worden. Der Mandarin entschied, dass der Fußinspektor eine Frau mit großen Füßen sein sollte – also fiel seine Wahl auf Gladys. Obwohl sie nur eine kleine Schuhgröße hatte, schienen ihre Füße im Vergleich zu den eingeschnürten Füßen der Chinesinnen riesig zu sein.

Diese Entscheidung erwies sich schon bald als eine Fügung Gottes. Die Position sicherte ihr nicht nur ein kleines Einkommen zu, sondern auch ein Maultier und die Erlaubnis, die Dörfer in den Bergen zu besuchen – wo sie den Menschen von Jesus erzählte.

Während ihres zweiten Jahres in Yangcheng wirkte Gladys an der Beilegung eines Aufstands im örtlichen Gefängnis mit. Anschließend setzte sie sich stark für verbesserte Haftbedingungen dort ein. Schon bald darauf hörten die Leute auf, sie »fremder Teufel« zu nennen; stattdessen war sie nun »Ai-weh-deh«, die

Tugendhafte. Nachdem Gladys einige Jahre in Yangcheng gelebt hatte, beschloss sie, die chinesische Staatsbürgerschaft anzunehmen. So konnte sie sich besser mit den Menschen identifizieren, die sie liebte.

Der Mandarin machte sie später mit Colonel Linnan bekannt, dem gut aussehenden Nachrichtenoffizier der nationalistischen Armee, in den sie sich verliebte.

Gerüchte über einen Krieg zwischen China und Japan und auch zwischen den Nationalisten und den Kommunisten wurden von der Landbevölkerung in den Bergen weitgehend ignoriert. Wer würde sich schon für diese abgelegenen Dörfer interessieren? Aber an einem strahlenden Frühlingstag des Jahres 1938 flogen laute »Silbervögel« über sie hinweg. Die Menschen von Yangcheng liefen aus ihren Häusern, um das Schauspiel besser sehen zu können – bis die Bomben explodierten. Die Japaner griffen Yangcheng an! Der Krieg war da.

Die Japaner gingen immer nach demselben Muster vor: Zuerst bombardierten sie ein Dorf oder eine Stadt, dann, ein paar Tage später, kamen ihre Truppen und nahmen die Stadt ein. Aber meistens fanden sie die Häuser verlassen vor, weil die Bewohner in die Berge geflüchtet waren. Dann kamen die nationalistischen Soldaten und schlugen die Japaner in die Flucht. Die Bewohner kehrten zurück, begruben ihre Toten

und bauten ihre Häuser wieder auf ... dann fing alles von vorne an.

Während des Krieges versuchte Gladys, neutral zu bleiben; aber als Colonel Linnan sie bat, durch das Weiterleiten von Informationen, die sie auf ihren Reisen zu den Bergdörfern erhielt, China zu helfen, wurde sie Spionin, obwohl sie deswegen oft innere Kämpfe wegen ihres Glaubens hatte.

Im Februar 1940 besuchte Gladys David Davies, der als Missionar in Tsehchow lebte, das von den Japanern besetzt war. Dort entdeckte sie zweihundert Kriegswaisen. Obwohl die Japaner die Missionsstation meistens in Ruhe ließen, überfielen eines Tages japanische Soldaten das Gebäude und versuchten, die Frauen dort zu vergewaltigen. Als Gladys sie davon abzuhalten versuchte, wurde sie zu Boden geschlagen. Dabei erlitt sie innere Verletzungen, unter deren Folgen sie noch Jahre später litt.

Als sie erfuhr, dass Madame Chiang Kai-shek einige Waisenheime für Kriegswaisen errichtet hatte – eines davon war in Sian, der nächsten Provinz –, schickte sie Tsin Pen Kuang, einen zum Glauben an Jesus Christus gekommenen Chinesen, mit hundert Kindern über die Berge. Nachdem er die Kinder sicher abgeliefert hatte, wurde er auf dem Rückweg von den Japanern gefangen. Also musste Gladys die restlichen Kinder selbst fortbringen.

Die zweiten etwa hundert Kinder schickte sie mit einigen christlichen Frauen von Tsehchow nach Yangcheng. Aber die Japaner kamen immer näher. Dann erfuhr Gladys, dass sie zu ihrer Ergreifung ein Kopfgeld ausgesetzt hatten, weil sie spioniert hatte. Als sie aus Tsehchow flüchtete, wurde sie von einer Kugel an der Schulter getroffen; trotzdem gelang ihr die Flucht. Zwei Tage später erreichte sie schließlich Yangcheng und die Herberge zu den acht Glückseligkeiten.

Da sie nun wusste, dass man sie suchte, entschloss Gladys sich, das südliche Shansi zu verlassen und die Kinder mitzunehmen. Schon am nächsten Tag brach sie auf, um mit den etwa hundert Kindern im Alter zwischen drei und sechzehn Jahren über die Berge zu ziehen. Fast einen Monat später, nach größten Anstrengungen, Mut und Gottvertrauen, erreichte Gladys schließlich zusammen mit allen Kindern die Stadt Sian, wo sich Madame Chiang Kai-shek sogleich der Kinder annahm. Ihre »New Life«-Organisation brachte die Kinder ins nahe gelegene Fufeng, wo ein Waisenhaus und eine Schule war. Es war April 1940.

Aber Gladys war geschwächt und krank. Schließlich verlor sie das Bewusstsein: Schuld daran war eine Kombination aus Typhus und inneren Verletzungen durch die Schläge. Bauern brachten sie zur Scandinavian-American Mission nach Hsing P'ing unter die Obhut des dortigen Oberarztes. Nach vielen Wo-

chen erholte sie sich wieder, war aber immer noch geschwächt. Sie nahm ihre fünf adoptierten Kinder und ließ sich mit ihnen in Baochi nieder, einer Stadt im Westen der Provinz Chengtu, wo sie mit Gelegenheitsarbeiten ihren Lebensunterhalt bestritt.

Colonel Linnan besuchte sie dort und hielt erneut um ihre Hand an, doch diesmal sagte sie »Nein«. Etwas hatte sich verändert. Sie wusste, dass sie frei sein musste, um das Evangelium weiterhin in die Dörfer zu tragen.

Nach 15 Jahren in China bezahlte 1947 ein Amerikaner ihr eine Fahrkarte nach England (ohne ihre Kinder). Während sie dort weilte, schlossen sich jedoch unter der kommunistischen Regierung die Türen nach China. So blieb sie bis 1957 in England. In dieser Zeit traf sie Alan Burgess, einen Autor und Produzenten des BBC, der das Buch *The Small Woman (Die kleine Frau)* schrieb, Grundlage des Hollywoodfilms *Die Herberge zur sechsten Glückseligkeit* mit Ingrid Bergman in der Hauptrolle.

Am 4. April 1957 segelte Gladys zurück nach China, diesmal jedoch nach Hongkong und Formosa. Zu ihrer großen Freude wurde sie wieder mit einigen ihrer Adoptivkinder vereinigt, die bereits verheiratet waren und eigene Familien gegründet hatten. Less war jedoch tot – erschossen von den Kommunisten: Er hatte sich geweigert, etwas entgegen seiner Glaubens-

überzeugung zu tun. Andere waren ins Gefängnis oder in Konzentrationslager verschleppt worden.

Im Alter von 55 Jahren hatte Gladys nicht die Absicht, wieder unter Waisenkindern zu arbeiten; jedoch fanden sich schon bald ungewollte Babys und Kinder auf ihrer Türschwelle. Sie eröffnete das Gladys-Aylward-Waisenhaus auf Formosa und hatte nach kurzer Zeit bereits hundert Kinder dort.

Dort diente Gladys Aylward, die »kleine Frau«, die für eine Missionarin zu »unqualifiziert« war, bis zu ihrem Tod im Jahre 1970.